

Schlaflos im Irak

Eine Reise in die Trümmer, auf den Spuren der Gewaltfreiheit

Für Dschamil, Aischa und die unzähligen anderen Unsichtbaren, die für die Gewaltlosigkeit ihr Leben riskieren.

Eigentlich schlafe ich immer schnell ein. Sehr schnell. Manchmal auch mitten im Satz. Aber hier gelingt es mir beim besten Willen nicht ein Auge zuzutun. Alles ist ruhig. Es gibt keinerlei Anzeichen. Und doch ist etwas in mir auf Alarmstufe. Warnt mich vor etwas, das ich nicht sehen kann. Entweder weil es nicht mehr oder noch nicht da ist. Ich wälze mich auf dem voluminösen Ledersofa hin und her, eingepackt in zwei Decken und einen Schlafsack und werde das Gefühl nicht los, dass genau hier, genau an der Stelle, wo ich jetzt liege, vor nicht langer Zeit ein ISIS-Kämpfer geschlafen hat.

Von Punta nach Mosul

Punta Cana, Dominikanische Republik, 35 Grad, ein perfekter Strand, Palmen und türkisfarbenes Wasser. Ich befinde mich in einem dekadenten All-Inclusive-Hotel, wo ich an einer internationalen Konferenz zum Thema 'inklusive Gesellschaften' teilnehme. Ich hänge in einem Lobby-Lounge-Sessel, schaue zu, wie reiche weiße Amerikaner und Europäer sich von Schwarzen bedienen lassen, die unterwürfig jeden Dreck wegräumen und deren Gesten so wirken, als möchten sie sich dafür entschuldigen, dass sie überhaupt existieren. Ich sollte einen Input vorbereiten. Thema: Wie kann man die Bevölkerung

besser in die Umsetzung der SDGs - also die Ziele zur nachhaltigen Entwicklung - miteinbeziehen.

In dem Moment erhalte ich einen Anruf. Es ist Dschamil. "Lea, how are you?" Ich weiss noch nicht viel über ihn, vielleicht zu wenig. Nur dass er der christlichen Minderheit im Irak angehört, in der Nähe von Mosul lebt, sein Dorf von ISIS besetzt, das Haus seiner Familie zerbombt und seine Tanten unter der Herrschaft der Terrormiliz umkamen. Und auch sonst hat der 28-Jährige das meiste verloren, was man üblicherweise zum Leben braucht.

"How are you, Jameel?"

"I cannot sleep."

Ich schaue auf den Swimmingpool, die Palmen, ein aus Europa importiertes Dessert auf meinem Tisch. Ein Ehepaar streitet an der Rezeption, die Klimaanlage kühle nicht genug. Ich sitze hier, zwischen den Welten und habe Angst. Ich habe Angst vor der nächsten Frage.

Ich muss sie nicht stellen, Dschamil antwortet selbst. "I cannot sleep. After ISIS, sleep is my worst enemy."

Während meine Nase den Duft nach Mango und Sonnencreme einatmet, sehe ich vor meinem inneren Auge die Gräueltaten des Islamischen Staates in Irak und Syrien, kurz ISIS: Menschen, die mit Panzern so oft überfahren werden, bis nur noch der Stoff übrig bleibt, Menschen, die an einen Wagen gehängt zu Tode geschleift werden, Menschen, die von Gebäuden gestürzt werden und

deren Köpfe am Boden vor den Füßen der Kinder zerspringen. Menschen, die geköpft, gekreuzigt, gehängt, ertränkt, verbrannt, gesteinigt werden. Und ich weiss, es gibt absolut nichts, das ich sagen kann. Nichts was man üblicherweise sagen würde, wenn jemand nicht schlafen kann.

"Lea? Are you there? Lea, don't worry about me, I don't want you worry. - I anyway go there tomorrow and speak to them."

Sein Englisch ist gebrochen. Und ich spreche kein Wort syrisch, eine Sprache, von der ich bisher nicht wusste, dass sie (noch) existiert.

"What do you mean, go where and speak to whom?"

"ISIS. I will go to ISIS refugee camp. I bought some colours to paint the children's faces, they love that."

Er besucht also genau jene, die für die Tötung seiner Familienangehörigen und die Zerstörung von allem, was er besass, verantwortlich sind oder gemacht werden. Und es ist mir absolut unvorstellbar, wie ein Mensch sich zu diesem Schritt entschliessen kann.

Bevor ich es selbst weiss, habe ich eine Entscheidung getroffen.

"Dschamil? I would like to visit you."

Ich bin von diesem Satz selbst mehr überrascht als Dschamil. "You are always welcome in my country", höre ich seine warme Stimme von der anderen Seite

der Welt. "You should come tomorrow, we will have a cultural festival in Mosul."

"Morgen wohl kaum."

Er lacht sein befreiendes Lachen, mit dem es ihm gelingt, jede Bitterkeit in den Hintergrund zu verdrängen.

"Any time is a good time to visit me. But you have to learn Syriac. Boosh bsлама."

"Hm, das wird schwierig," sage ich. Bis bald. Und noch während ich aufhänge, weiss ich, dass "schwierig" in Bezug auf das Erlernen einer neuen Sprache nicht das richtige Wort ist, nicht das richtige Wort sein kann im Vergleich zu dem, was Menschen in diesen Breitengraden durchgemacht haben.

With love and appreciation

Emad holt mich vom Flughafen ab. Er stammt aus demselben Dorf wie Dschamil und lebt vom Verkauf von Alkohol an Muslime – ein, wie er später im Café sagt, lukratives Geschäft – sie bezahlen einen um ein Vielfaches höheren Preis als die Christen. Dschamil und er lachen.

Als ihr Dorf von ISIS besetzt wurde, gründete Emad eine Friedensorganisation.

"Dann waren also Sie das, die mir die Einladung ausgestellt haben?"

"Ja, genau", lächelt er. Und ergänzt irgendetwas in Arabisch oder vielleicht war es Syrisch.

Eine Einladung, die mir helfen soll, die Checkpoints zu überqueren. Das offizielle Schreiben ist unterschrieben mit "Please make it easy - with love and appreciation" und ich habe so meine Zweifel, ob das die richtige Sprache ist, um Militär und Milizen in diesem von Brutalitäten heimgesuchten Gebiet davon zu überzeugen, mich durchzulassen.

"Ever tried Iraqi Tea?"

"No, but I would love to." So steige ich ein in eine Tradition, die mir mehr über den Irak beibringen wird, als alle bisher gelesenen Statistiken.

Im Namen der Kirche

Nach einer Nacht in Erbil machen wir uns auf den Weg Richtung Karakosch, das Dorf, aus dem Dschamil stammt und das sich 30 Kilometer süd-östlich von Mosul befinden - ausserhalb der Zone, die die Kurden als 'Irakisch Kurdistan' bezeichnen. Nach Kurdistan einzureisen, ist eine Leichtigkeit: Man wird in Bern im Konsulat von Kurdistan - der Vertretung eines nicht offiziell existierenden Landes - mit Handkuss begrüsst und erhält beim Warten im Vorraum mindestens drei Einladungen von kurdischen Familien, die man unbedingt besuchen müsse, wenn man dann dort sei. Weit komplizierter ist die Einreise in den von Bagdad kontrollierten Teil des Iraks, wo Mosul und Karakosch liegen.

Wir sitzen in einem lotterigen Wagen und rasen gegen Südwesten dem schwarzen Loch entgegen. Also dem Flecken der Landkarte, den man aus den Medien über lange Zeit als dunkel gefärbte Fläche kennt - ISIS kontrolliertes Gebiet. Neben mir sitzen zwei Personen, von denen ich nichts weiss, ausser, dass sie hier sind damit das Auto voll ist. Das sei nötig für die Checkpoints. Meine Fragen an Dschamil muss ich auf später verschieben. Nach seinen zwei Litern Arak am Vorabend ist von ihm gerade nichts zu wollen. Draußen ziehen abwechselnd grüne und braune Ebenen vorbei, Stacheldrahtzäune und Camps für intern Vertriebene. Ich warte angespannt auf den Checkpoint, von dem ich immer noch nicht sicher bin, ob und wie ich ihn überquere. Und dass Dschamil ausgerechnet jetzt seinen Rausch ausschlafen muss, stimmt mich nicht wirklich zuversichtlicher. Die Spannungen zwischen dem kurdischen Gebiet und dem Rest des Iraks haben mit dem Unabhängigkeitsreferendum im September 2017 wieder zugenommen. Die Grenzlinie und der Status der Region sind nach wie vor umstritten.

Pünktlich auf den Checkpoint erwacht Dschamil.

"Lea?"

"Yes", sage ich angespannt. "This is Kurdish checkpoint. If at any time anyone asks you anything say that you have been sent here by your church."

"By my church?"

Es fragt mich aber niemand. Als ich schon denke, wir hätten es hinter uns,

kommt der nächste Checkpoint und der nächste und der nächste und nochmals fünf.

"Welcome to Iraq", lacht Dschamil.

Zwei Mal länger leben

Über kaum befahrbare Gräben und Pfützen fahren wir durch Karakosch. Der Ort wurde vor zwei Jahren von ISIS befreit und repräsentiert heute eine Mischung aus frisch gestrichenen roten, gelben, orangen und grünen Häusern eingebettet in Hausruinen, verkohlte Innenräume, herausgeschlagene Fenster und haushohe Berge von Trümmern und bis zur Unkenntlichkeit deformierten Möbeln, Spielzeugen und Haushaltsgegenständen.

"This is my neighbour", Dschamil zeigt auf ein mannshohes Eisengartentor mit mehreren Einbuchtungen.

"Er hatte ein Haus in Mosul, dort musste er - da Christ - an Al Qaida 50'000 Dollar Schutzgeld bezahlen. Er konnte ja nicht wissen - man weiss hier nie, was als nächstes kommt - und dass es noch schlimmer als unter Al-Qaida würde, damit hatte wirklich niemand gerechnet. Wie gesagt, er zahlte also und kurze Zeit später wurde er von eben derselben Al-Qaida, denen er Schutzgeld bezahlt hatte, aus Mosul vertrieben. Er floh nach Karakosch. Wie es die Geschichte wollte, war es schon 2012, er baute sich ein neues Haus - eben das vor uns oder das was hier einmal gestanden hatte. Als ISIS zwei Jahre später den Ort einnahm, wurde sein Haus vollständig zerstört. So einfach kann man hier zwei Häuser verlieren in nur vier Jahren. Gleichzeitig ist er in diesen selben

vier Jahren zwei Mal dem Tod entronnen. Wer kann das schon von sich behaupten." Er lebe jetzt im Ausland, ergänzt Dschamil. Eine Geschichte, die ich noch in zahlreichen Variationen hören sollte.

Verfolgt von Verfolgungen

"We are dying out. And no one cares." Mit 'we' meint Dschamil die Christen im Irak.

2003 wohnte noch gut eine Million Christen im Land. In den letzten 15 Jahren sind schätzungsweise dreiviertel der christlichen Bevölkerung aus dem Land geflohen. Heute leben noch 200'000 bis 300'000 Christen im Irak - in einem der ältesten Siedlungsgebiete des Christentums. 2016 wurde die Christenverfolgung im Irak unter ISIS von der UNO als Genozid eingestuft.

"Von welcher Christenverfolgung sprichst du", fragt Dschamil zurück, als ich ihn auf das Thema anspreche. "Die Verfolgung von 1915, 1933, 1969, 2003, 2005, 2010 oder 2014?"

Im Irak gebe es mehr Heiligenstätten der Christengeschichte als in Israel und Palästina zusammen, werde ich später von einem jüdischen Iraker hören, der seit Jahrzehnten im Ausland lebt und jedes Jahr zur Wallfahrt in den Irak kommt. Und noch später werden wir auch eines der weltweit ältesten christlichen Kloster besuchen.

Wir werden 1700 Jahre alte Steinmauern berühren und wir werden die Stelle anfassen, wo die Klosterinsassen, so der Abt, in Windeseile die wertvollsten

Manuskripte eingemauert hatten, als ISIS schon im Anmarsch war mit dem Ziel, das Kloster als Büro und Spital zu nutzen und den christlichen Glauben auszulöschen. Sämtliche Skulpturen der Heiligenstätte sind enthauptet, jedes christliche Symbol in den Mauern, an der Decke, auf den Säulen, im Innenhof, in der Kapelle sind ausgehackt und ausgekratzt, doch die heiligen Manuskripte, die eingemauerten jahrhundertealten Manuskripte, haben überlebt, erzählt der bescheidene Abt des Klosters, das sich in der Zwischenzeit zu einem Kulturzentrum für interethnische Veranstaltungen entwickelt hat. Er, der damals beim Einmauern und der folgenden Flucht vor Exekution durch das Schwert dabei gewesen war, drückt mir nun eine kleine selbst geformte Maria in die Hand. Sie werde mich beschützen, sie habe auch ihn beschützt, übersetzt Dschamil. Und ich nehme die erste Maria meines Lebens, hellblau strahlend und in ihr Gebet versunken entgegen und werde sie von nun an nicht mehr von mir lassen.

Aber erst sind wir noch im Vorgarten von Dschamils Haus, von dem mir Dschamil am Telefon mit Stolz erzählt hatte, dass er es selber wiederaufgebaut hatte.

Dschamil ist immer einen Schritt voraus, während meine Gedanken noch beim Nachbarn und seinen zwei verlorenen Häusern hängen, ist er schon drinnen. Der Eingang führt direkt in die Küche. Das Haus ist sehr einfach eingerichtet, aber alles ist da. Einfach heisst, eigentlich gibt es nur Sofas, schwere Vorhänge, eine Küche und einen Waschraum. Dschamil lebt hier mit vier Geschwistern und den Eltern und einer Schwägerin. Es als heimelig zu bezeichnen wäre übertrieben, aber im Vergleich mit den Ruinen nebenan ist es sehr wohnlich. Es ist für meinen gewöhnten oder verwöhnten Geschmack kühl und

windig. Ich werde die Jacke und Wollsocken hier nie ausziehen. Dschamil in Flipflops und Trainer lacht.

"Next time you come in Summer then we have 60 degrees here".

Die Post-ISIS-Bibliothek

Vielleicht ist es leichtsinnig, sich einem Mann anzuvertrauen, den man nur aus dem Internet kennt, der aus einer kriegsgeschüttelten Region stammt und von dessen Kultur man nichts weiss, denke ich, als ich Dschamil ins nächste, doch etwas finstere Zimmer folge.

Vertrauen - eine der wichtigsten Lebensressourcen für Mensch und Gesellschaft. Ein schwieriges Wort und ein rares Gut an Orten wie dem Irak, wo das Vertrauen auf allen Ebenen aufs Schmerzhafteste enttäuscht wurde, nicht zuletzt das Vertrauen in die Menschheit und den Menschen.

Dschamil lässt sich nichts anmerken. Gerade so, als wäre es völlig normal eine wildfremde Frau durch sein eben aus den Ruinen gerettetes Haus zu führen. Und das hat etwas Beruhigendes. Überhaupt hat Dschamil etwas Beruhigendes an sich und das denke ich noch bevor ich weiss, wo mich diese Reise noch hinführen wird.

"Electricity is always an issue", sagt er und wartet bis eine schummrige Glühbirne im Raum wieder ein wackelndes Licht von sich gibt. Er stellt mir seine "neue Bibliothek" vor. Dschamil ist eigentlich Dichter, Philosoph und Journalist und nicht Maurer und nicht Freiheitskämpfer und nicht humanitärer

Hilfsarbeiter. Er zeigt jetzt in eine Ecke mit Büchern, die er horizontal eher unsorgfältig aufgeschichtet hat. Für mich sieht es eher chaotisch aus, aber ich kann ja nichts lesen. Vielleicht ist es alphabetisch, ich weiss es nicht. Es sind mindestens drei Alphabete vertreten. Was aber auch für mich ersichtlich ist: Es sind nicht gerade viele Bücher für einen Schriftsteller.

"This is my post-ISIS library. Everything here is divided in before and after ISIS." Er schaut rüber zu mir, nur kurz und obwohl ich im dämmerhaften Licht fast nur Schatten und Lichtflächen auf seinem Gesicht erkennen kann, begegne ich doch einem traurigen Blick unter seinen langen schwarzen Wimpern.

"They burnt my library - ISIS burnt my whole library." In seiner Stimme liegt diese dunkle, dumpfe Trauer nicht über den Verlust eines Buches oder eines Büchergestells. Es ist die Trauer eines Sprachliebhabers über den Verlust jedes einzelnen Wortes, jedes Buchrückens, jedes Buchstabens, die selbst geschrieben, und die andern die assyrischen wie die arabischen, die kleinen Notizen am Seitenrand, die Kommas, Fragezeichen und Gedankenstriche. Alle ausgelöscht.

"I should hate ISIS for everything they did to me, to us, my family, my country", sagt Dschamil und zerrt einige Kartonkisten hervor. "But I can't. I cannot hate. Sometimes I wish I could. But what would it change?"

Er drückt mir verschiedene Bücher in für mich unleserlichen Zeichen in die Hand.

"My poems", sagt er stolz.

"Wie, du hast schon so viele Gedichtbände veröffentlicht?"

"Don't forget I am a famous poet in Iraq." Er lacht verschmitzt und stolz über meine Überraschung. Er schreibe über Krieg und Frieden, Heimat und Verlust, Granaten, Landminen, Chemieangriffe, Attentate, Diskriminierung, Sehnsucht und kulturellen Reichtum. Das gefalle den Menschen. "Poets in our culture usually didn't do that. They write about love, separation and love again."

"Ist es nicht riskant, über solche Themen zu schreiben?"

"Well - sometimes we get arrested. But - what else do you want me to write about? This is how life is here."

Ich schaue auf den Stapel Bücher in meinen Händen und wünsche mir irgendeinen Zugang zu haben zu diesen geheimnisvollen Sprachen. Noch oben drauf packt er nun das neueste Buch. 'Haus der Weisheit' stehe in Keilschrift drauf. Auf dem Einband verschmilzt ein Bild der antiken assyrischen Stadt Ninive, die der Region ihren Namen gegeben hat, mit einem Foto von Mosul unter ISIS.

Darin schreiben Autoren der verschiedenen Völker der Ninive-Ebene. Der Band vereine Gedichte in acht Sprachen.

Er hätte es publiziert, ergänzt er und streicht den etwas angeschlagenen Buch-

rücken zurück. Ein "first ever", nie zuvor sei ein ähnlicher Band herausgegeben worden. Viele Menschen - auch Iraker - hätten keine Ahnung der kulturellen Diversität der Region, erklärt Dschamil. "Ich will das ändern."

Er lässt sich in die Sofaecke sinken, blättert im Buch und beginnt mit seiner rauchigen Stimme vorzulesen. Gedicht um Gedicht reise ich mit ihm durch die mir fremden Laute und Lebensgeschichten.

"Das war das N-Gedicht", sagt er, nachdem er abgesetzt hat.

"Das N-Gedicht?"

"Terrible story. You want to see my village?"

"Klar! Unbedingt!", sage ich, obwohl es ununterbrochen regnet, seit wir angekommen sind.

Zwischen den Fronten

Er führt mich durch seine Heimatstadt, die den osmanischen Namen Karakosch (Qaraqosh), den arabischen Al Hamdaniya und den aramäischen Baghdada auch Bakhdida trägt. Einst eines der wichtigsten wirtschaftlichen Zentren der Region sind heute an manchen Orten kaum noch die Strassen zu erkennen.

Dschamil ist in Halbschuhen und Jeans unterwegs. Er trägt eine dicke, beige Winterjacke. Ich werde sie noch oft sehen, diese Jacke, auch bei anderen Män-

nern. Dschamil steht auf einer Grasfläche, die zwischen drei Häusern eingebettet ist. "Hier hatten wir früher gewohnt. Bevor wir 2012 unser jetziges Haus bauten."

"Ihr hattet das jetzige Haus gerade neu gebaut zwei Jahre bevor ISIS es beschlagnahmte? Wie bei eurem Nachbarn?"

So in der Art.

Er zeigt auf eine Vertiefung in der Nähe der Rückwand ihres früheren Hauses, von dem nur noch einzelne Backsteine aufeinander geblieben sind.

"Hier lag ich, als sie meinen Onkel mitnahmen. Sie haben die Tür eingebrochen und sich auf meinen Onkel gestürzt. Wir konnten uns nicht wehren, wir waren noch klein. Ich habe mich versteckt und nicht gewagt zu atmen. Nur mein Bruder hat sich ihnen in den Weg gestellt."

"Und dann?"

"Sie haben ihn mit einem Gewehrstoß an den Kopf auf die Seite geräumt. Das war's."

Er geht zu einer Einbuchtung in der Mauer, wo vorher einmal das Fenster gewesen sein musste. Er tastet einige Stellen ab. Er habe hier Worte und Wünsche eingeritzt, als kleiner Junge.

"Warum haben sie ihn festgenommen, Dschamil und wer ist 'sie'?"

"Er hat geschrieben. Über Ungerechtigkeiten. Zum Beispiel wie die Kurden den Christen Land stehlen."

"Dann waren es die Peschmerga, die Kurden, die ihn festgenommen haben?"

"Ja, die Peschmerga. Komplizierte Region hier. Alle wollen uns verdrängen, die Kurden, die Schiiten und natürlich Al-Qaida und ISIS."

Ein Volk und sein Dorf zwischen allen Fronten. Dschamil streicht mit den Fingern gedankenverloren über die einzelnen Steinschichten der Mauer, als würde er nicht über Stein, sondern über seine eigenen Lebensschichten tasten, vor und zurück in der Zeit, über Spalten und Furchen, Staub und Mörtel.

Er habe darüber einen Aufsatz geschrieben, über die Geschichte mit seinem Onkel. Worauf er von der Schule flog.

Auf der Suche nach Gott

Wir stapfen durch die morastigen Strassen, vorbei an Häusern, deren Stockwerke mit sämtlichem Inhalt zusammengeschoben wurden, wie eine zusammengedrückte Blechbüchse. Reihenweise Häuser sind unbewohnt, unbewohnbar.

Es war die grösste assyrisch-katholische Stadt der Welt bis zu jenem fatalen Tag, dem 6. August 2014, als ISIS die Stadt eroberte und die Bevölkerung in einem Massenexodus ihre Heimat verliess. Von den ursprünglich 60'000

christlichen Bewohnern sind heute – zwei Jahre nach der Befreiung, erst um die 23'000 zurückgekehrt, schätzt die lokale Bevölkerung.

Die Stadt wirkt wie ein altes, müdes Dorf: Kaum Betrieb, kaum Verkehr, nur vereinzelte Menschen in den Strassen. Einige Händler stehen etwas verlassen in ihren neu gepflasterten Läden, wo man allerlei Haushaltsrat, etwas Kleider, Gemüse, Trockenfrüchte und Süssigkeiten kaufen kann.

Dschamil zeigt mir seinen Lieblingsteesalon. Wie überall hier ist es drinnen fast genau so kalt wie draussen. Die Männer sitzen in Winterjacken in kleinen Gruppen an Tischen mit schmutzigen und schief liegenden dunkelvioletten Tischtüchern. Sie schlürfen ihren Tee, rauchen, diskutieren, gestikulieren oder spielen Domino. Und das den ganzen Tag.

Sie schlagen die Dominosteine so hart auf den Tisch, dass es mir in den Ohren dröhnt und der Zigarettenrauch beisst in meinen Augen. Nicht gerade der perfekte Ort für ein entspanntes Gespräch.

Dschamil, der fast ununterbrochen raucht, hat einen Hustenanfall. Als ich ihn anschau, verwandelt sich der Husten in ein Lachen.

"Don't worry I won't die from smoking! Too many other risks in this country."

"When did you start smoking?"

"When the thing happened with my brother."

"Die Peschmerga-Geschichte? Mit 14?"

"No, the other thing. Ten years later when he almost killed us."

Dschamils Handy klingelt und bringt - wie es noch oft vorkommen wird - mittendrin unser Gespräch zum Stillstand. Er hat diesen Klingelton, der an den Ruf eines Muezzins erinnert. Als ich ihn später einmal darauf anspreche, lacht er: "Funny isn't it?" Obwohl ich es überhaupt nicht lustig finde, sondern vielmehr gefährlich in dieser hochgeladenen Spannung zwischen den Christen und den Muslimen, kann ich nicht anders und muss mit ihm mitlachen, über seinen doch eigenartigen, ja verrückten Lebensstil, der immer wieder zu sagen scheint, dass für ihn übliche Standards nicht gelten.

Wir müssen los, ein Freund habe uns zum Mittagessen eingeladen. Dschamil ist schon aufgestanden und verlässt das Lokal. Hat er überhaupt bezahlt? Oder geht das unter dieser für mich undurchschaubaren Verbrüderung, bei der jeder jeden einlädt?

Kurze Zeit später steht ein Gebäude vor uns, in dem ich eine Kirche erahne. Der Turm ist schwer beschädigt und kann kaum noch mit einem Glockenturm in Verbindung gebracht werden.

Hier hätte ISIS Waffen und Munition gelagert, erklärt mir Dschamil, als wir durch das Eisentor in den Innenhof treten. Warum würden radikale Islamisten ihr Kerngeschäft ausgerechnet in einem christlichen Heiligenhaus lagern?

"Wenn du das hier verstehen willst, musst du lernen, wie ein ISIS-Kämpfer zu

denken. Sie waren hier sicherer. Dass die amerikanische - christliche Armee Luftangriffe auf Jahrhunderte alte christliche Gebäude fliegt, war weniger wahrscheinlich."

Und die Rechnung ging auf. Die Zerstörungen an der Kirche stammen alle von ISIS selbst.

Wir betreten den Innenhof und stehen vor etwas, das von aussen aussieht wie ein grosser Haufen Lehm. Es ist kanten- und flächenlos und von undefinierbarer Form. Beim Näherkommen erkenne ich, dass es sich um eine arg mitgenommene Kapelle handeln muss. Die Aussenwand bröckelt. Neben dem Eingang sind nur noch verscherbelte Tonüberreste zu sehen, die von einem Heiligenbild stammen müssen. Es gibt nur zwei kleine Innenräume. Dschamil ist schon im durch ein Loch erreichbaren hinteren, engen Raum verschwunden. Es fällt nur wenig Licht durch ein Fenster weit über seinem Kopf auf ihn und sein Gesicht. Er schaut zur Wand. Allein, in diesem Kämmerchen, wo alles fehlt, was an einen religiösen Ort erinnert. Über ihm eine kuppelförmige Decke aus rostfarbenen dünnen Backsteinen, wie sie für die assyrische Architektur üblich seien.

"Hierher kam ich, wenn ich mit Gott reden musste", sagt Dschamil gedankenverloren.

Vor seinem Gesicht verdunstet sein weisser Atem. Die steinernen rot-gelblichen Mauern wirken kühl und doch schützend. Einfach, aber nicht trostlos.

ISIS habe versucht, die Kapelle zu sprengen, ohne Erfolg. Sie liess sich nicht

zerstören, auch von denen nicht, die bekanntlich Experten waren, wenn es um explosive Materialien und zerstörerische Fantasien ging.

"Die Menschen hier glauben an die heilige Kraft dieses Ortes."

"Und du, glaubst du - glaubst du noch an Gott?"

"No. There cannot be God and ISIS on the same planet", sagt er, ohne mich anzusehen.

Wir gehen durch die niedrige türlose Öffnung nach draussen. Ich muss blinzeln in den scheuen Sonnenstrahlen, die sich in der Zwischenzeit hervorgegagt haben. Es sind die ersten Sonnenstrahlen, seit ich im Irak bin. Nicht einmal das haben sie ihm gelassen, denke ich, nicht einmal den Glauben.

Nach einer Weile sagt Dschamil: "But I believe in peace." Und ich frage mich, was schwieriger ist in diesem von Kriegen heimgesuchten Land, an Gott zu glauben oder an den Frieden.

Direkt neben der Kapelle steht eine Statue eines Reiters, der heilige Georg, der bei der Ankunft des Islams im 8. Jahrhundert die Christen beschützte. Seinem Pferd fehlt der Kopf, die Beine sind nur noch Eisenstäbe und auch Georg selbst fehlt der halbe Rumpf.

"Sometimes I miss him." Dschamil ist zum Denkmal getreten."

"Wen?"

"Gott."

Zu spät

Ein junger Mann kommt aufgeregt auf uns zu, umarmt Dschamil, sie küssen sich viermal. Ich bin immer wieder verwirrt, wer wem wann wie viele Küsse gibt.

Er stellt mich seinem Freund vor, der uns zum Mittagessen eingeladen hatte. In Wirklichkeit handelt es sich nicht um ein Mittagessen, sondern um die Gedenkfeier vierzig Tage nach dem Tod dessen Mutter oder Tante oder Grossmutter, alles nicht so klar für mich. Ein grosser Raum auf der anderen Seite des Innenhofs ist angefüllt mit Angehörigen in Schwarz. Männer und Frauen werden getrennt. Bevor ich es merke, verliere ich meinen wertvollen Übersetzer und finde mich wieder in einem Kreis von vollständig in schwarz gekleideten Frauen. Sie lächeln mir freundlich zu, setzen mir ihre Kinder auf den Schooss oder versuchen mir auf einem Papier mit irgendwelchen Strichen und Schriftzeichen etwas zu erklären. Ich lächle zurück und zucke mit den Schultern. Und wir schweigen. Ich habe keine Ahnung was hier vor sich geht und auch nicht, warum ich hier bin. Aber ich habe eine Ahnung davon, wie viel sie erlitten haben müssen, diese Frauen. Ich denke an die Tanten von Dschamil, die unter ISIS umgekommen sein müssen. Die eine Tante war direkt am ersten Tag, als ISIS das Dorf einnahm, vergewaltigt und getötet worden. Die andere Tante hätte noch sechs Monate überlebt und sei dann gestorben, so Dschamil.

"Gestorben?"

"Ja, gestorben", hatte er bestätigt. "Vor Schmerz gestorben." Ich weiss nicht, was er damit meint, weil in meiner Vorstellung, Menschen unter der ISIS-Besetzung nicht starben, sondern eher getötet wurden. Aber hier sind die Kategorien verschwommen. Immer wieder verschwommen. Noch heute seien sie auf der Suche nach dem Grab oder nach dem Ort, wo ihr toter Körper verscharrt wurde.

Das war das Schicksal derer, die es nicht geschafft hatten, derer, die zu spät waren. Derer, die nicht wie die Eltern von Dschamil Hals über Kopf ohne Dokumente und Gepäck geflohen waren.

"They were still packing when ISIS arrived", sagt Dschamil über die Zurückgebliebenen.

Die Besetzung überlebt haben genau 108 Personen. Dschamil hat die Überlebenden alle getroffen, ihre Daten und Geschichten dokumentiert.

"Warum hast du dir das angetan?"

"No one else was doing it."

"Für so was muss man doch - professionell ausgebildet sein", schießt es mir durch den Kopf.

"Ich glaube", er zieht ausgiebig an seiner Zigarette, "ich glaube, wenn es ums

Überleben geht, bin ich Profi." Ich warte auf ein Lächeln, aber es kommt nicht. Ich versuche in seinem Gesicht herauszufinden, was er damit meint.

Die Bewohner von Karakosch wurden unter ISIS zwangskonvertiert zum Islam. ISIS habe anschliessend für ihren Unterhalt bezahlt, mit dem Geld, das sie als Steuern bei anderen eintrieben. Als die Stadt befreit wurde, haben die Bewohner zurück konvertiert und sind heute wieder Christen.

Dschamil hatte zwar einen ersten Angriff von ISIS auf die Stadt selbst miterlebt. In jenem Moment aber, als ISIS das Dorf überrannte, war er im Süden des Iraks auf der Suche nach Arbeit, da die wirtschaftliche Lage in der Ninive-Ebene katastrophal geworden war.

Das war vermutlich mein Überlebensticket, meint er nachdenklich. Ich glaube nicht, dass ich geflohen wäre. Ich hatte nichts zu verlieren. Absolut nichts.

Die grosse Mehrheit der Bevölkerung war aber geflohen, bevor ISIS die Stadt endgültig einnahm. Immerhin hatten diese aus ihren Absichten für die Endlösung der Christen kein Geheimnis gemacht. Viele der ehemaligen Bewohner lebten oder leben immer noch als IDPs, intern Vertriebene, in Camps oder bei Verwandten.

Ich schaue in die Augen, auf die Hände, auf die Rücken dieser jungen und alten Frauen, die schon so viele Qualen erlitten haben und noch heute täglich leiden. Die meisten sind ohne Zuhause, ohne Arbeit, ohne Zukunftsperspektiven. Sie sind aus den IDP-Camps hergekommen für den Gedenktag.

Plötzlich stehen alle am Buffet, das in der Zwischenzeit von irgendwo her aufgetaucht sein muss. Ich fühle mich schlecht. Wie kann ich Menschen, die nichts haben, auch noch das wenige an Nahrung wegessen, das sie sich heute zur Feier geleistet haben. Aber sie füllen und überfüllen meinen Teller, als wäre es überlebenswichtig, dass sie ihr Essen mit mir teilen können.

Alle gruppieren sich nun um das lange Buffet und essen stehend und schweigend von den üppig beladenen Platten.

Etwas später kommt Dschamil dazu. Wir stehen etwas abseits. Er schlingt seinen Reis hinunter.

"This is where they kept the explosive material", sagt er zwischen zwei Bissen und ohne aufzublicken.

"In diesem Raum?"

"Ja, alles war voll mit dem Zeugs." Und er beginnt aufzuzählen, was in welcher Ecke gelegen habe. Je länger er redet, desto unbehaglicher wird mir. Ich schaue ihn von der Seite an, wie er ohne Appetit kaut und erzählt und auf seinen Plastikteller starrt.

"Dschamil, how do you know these details?"

"I was here."

"When?"

"When we liberated the church, the schools, the streets, the shops, the whole fucking city."

Er steht auf, heftiger als sonst, schmeisst den Plastikteller in den Müll und geht nach draussen.

Krieg für 300 USD

Die spärliche Sonne hat sich schon wieder verzogen. Dschamil raucht, während er mit der anderen Hand eine Textnachricht versendet. "I was with the militia, Lea." Er wendet den Blick nicht vom Telefon.

Ich schaue ihn ungläubig an.

"Hard to believe, right?" Sagt er mit einem verlegenen Lächeln.

Das will nun überhaupt nicht passen zum Rest des Bildes, das ich von diesem Mann gewonnen hatte, den ich mir so überhaupt gar nicht mit einer Waffe in der Hand vorstellen kann.

"When you don't have enough money to buy food, you are ready to do many things. People would accept to burn down 10 houses for 20 USD."

"Und wie viel verdient man als Milizionär?"

"300 USD im Monat."

Wie günstig es wäre, Personen von einer Miliz "abzuwerben", denke ich. Für nur 300 USD begeben sich Menschen 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, 30 Tage im Monat in Lebensgefahr. Dschamil selbst war ein ganzes Jahr dabei, erzählt er später. Mit nur 3600 USD hätte man ihm diese Gräueltaten ersparen können. Und ich überlege mir, wie der Irak aussehen würde, wenn es hier ein bedingungsloses Grundeinkommen von 300 USD gäbe. Wie gross die Bereitschaft der Bevölkerung noch wäre, sich bewaffneten Gruppen anzuschliessen. Und ich denke an den World Bank Bericht, wonach durch - effiziente - Konfliktprävention bis zu [70 Milliarden USD](#) jährlich eingespart würden. Ohne die zerstörten Menschenleben zählen. Und daran, dass die Summe, die in die Friedensarbeit investiert wird, nur knapp [zwei Prozent](#) ausmacht der durch den Krieg entstehenden wirtschaftlichen Verluste.

Die Gäste der Trauerfeier drängen nun auch aus dem 'Sprengsatzlager'. Dschamil umarmt einige der Angehörigen, drückt ihnen die Hände, spricht ihnen zu, bedankt sich mit einer Herzlichkeit und Menschenwärme, die überhaupt nicht zu unserem Thema passt. Dann zieht er mich weiter. "We need to go."

Ich bin gedanklich immer noch bei der Miliz. "Was war dein Job bei der Miliz?"

"Media officer."

"Öffentlichkeitsarbeit? Wie muss man sich das vorstellen als Medienbeauftragter bei einer Miliz während den Befreiungskämpfen gegen die ISIS-Beset-

zung?"

"Ich berichtete darüber, was halt so passierte. Machte Fotos und Videos, informierte die Medien und schrieb Facebook-Posts. Was ein Presseverantwortlicher halt so tut."

"Dschamil, dein Leben ist so verrückt, dass ich es nie in Worte fassen können werde."

Er lacht. "Du kannst mir glauben, ich habe es nicht ausgesucht. Ich hasse mein Leben. Aber so ist es nun mal. Willst du die Fotos von mir in der Miliz sehen?"

Ich bejahe mit gemischten Gefühlen.

"If I hadn't been with the militia you and me would not be talking today. The militia is where I learned all my English."

Er grüsst seinen Bruder, der vor seinem Geschäft steht. Ein kleiner, verwahrloster Laden, wo man das Wichtigste für den Alltag findet, finden würde, wenn man denn vorbeikommen würde. Nach vielen Kunden sieht es nicht aus. Die beiden reden kurz miteinander. Das Gesicht des Bruders ist ausdruckslos. Er ist der um ein Jahr ältere Bruder von Dschamil, wirkt neben diesem aber hilflos, klein und elend.

Wir stapfen weiter durch die schlammigen Strassen. Es ist dunkel geworden. So dunkel wie es nur an Orten wird, wo Elektrizität ein teures Gut ist. Ich

kann nicht einmal die Strasse unter meinen Füssen erkennen.

"Ist er der Bruder, der den Schlag mit dem Gewehrkolben abgekriegt hat, frage ich, weil ich noch immer überhaupt keinen Überblick habe, wer hier wie mit wem verwandt ist."

"Ja, er. Er hat es nie verkraftet. Später ist er durchgedreht."

Gott ist schneller als Kalaschnikow

Dschamil stösst das Eisentor auf zu seinem Haus. Kurze Zeit später zappt er durch den Ordner 'Befreiung', Dschamil im Krieg.

"The first day, we entered Qaraqosh", kommentiert Dschamil. Irak bei Sommerhitze, Dschamil in der Uniform der Miliz lässt sich auf die Knie fallen und schreit, er schreit in die Kamera, zum Himmel zu seinen Kameraden. Verzweiflung, Wut, Dank. Sein Schreien geht durch Mark und Bein und holt auch ihn selbst, der neben mir sitzt, zurück in diese Zeit, in die Zeit, als sein Leben an einem dünnen Faden hing, zurück zu diesem Moment, als es bereits kein Zurück mehr gab und die Erwartung auf das, was als nächstes passieren würde jeden Gedanken raubte und das Blut in den Adern gefrieren liess. "It is the first time I touched the grounds of my city since it had been taken by ISIS."

"In the video I promise that we will re-build a place where all ethnic groups can live in peace. The guy who kisses my head is Shia Muslim."

"A kind of peace prayer - a couple of meters away from the ISIS snipers?"

"Ja, in dem Moment, hatten wir noch keine Ahnung, ob wir das überleben würden. Überhaupt macht es in diesem Land keinen Sinn, über das nachzudenken, was als nächstes passieren wird oder passieren könnte. Es kommt immer noch schlimmer, als deine Angst es ausmalen kann."

Auf dem Bildschirm wechseln sich Bilder ab von in sich zusammen gefallenen Häusern, Waffenlagern, Milizionären, Tunnels und Werkzeugen. Da sind auch Karten, wo welche Sprengmaterialien eingebaut wurden, Anweisungen zum Bau von dem was Dschamil 'their toys' nennt und auch Kinderzeichnungen von schiessenden Männern und schwarzen Flaggen. Dann folgen einige Screenshots eines Whatsapp-Chats.

"What's that?", frage ich.

"My exchange with ISIS."

"You were exchanging with ISIS?"

"Ja", sagt er leise und ich merke, dass ich ungute schlafende Erinnerungen wecke. Seine Nachbarin sei von ISIS gefangen genommen worden. Die Frau kontaktierte Dschamil aus der Gefangenschaft mit der Bitte, das Lösegeld für sie aufzutreiben.

Er schweigt mit einem ausdruckslosen Gesicht, das gerade durch seine Ausdruckslosigkeit nur umso deutlicher macht, dass es nicht funktioniert hat.

Das Lösegeld war zu hoch?

12'000.- USD - Es war unmöglich eine solche Summe aufzutreiben.

"Das tut mir Leid", sage ich mit meinen Gedanken bei den versklavten Frauen, die ISIS - laut einer von der UNO als glaubwürdig deklarierten [Preisliste](#) - für 100-165 USD an seine "Brüder" verkaufte.

Dschamil zeigt Fotos und Fotos und Fotos. Seine Augen sind fixiert auf den Bildschirm. Ich bin nicht sicher, was mich mehr interessiert, sein Gesicht, in dem sich die Erinnerungen spiegeln, oder die Fotos selbst.

"Das hier", er zeigt auf ein Foto, "war das erste Bild aus Karakosch nach seiner Befreiung. Das Foto wurde tausende Male geteilt. Ich wollte, dass die Menschen sahen, dass wir zurück waren in der Stadt, um ihnen Mut zu machen, zurückzukehren."

"What was the worst about being a soldier?"

Er überlegt lange. Minuten, während denen mir die aus den Medien bekannten Schreckszenen der Befreiung von Mosul durch den Kopf gehen.

"Das Schlimmste, das Schlimmste war wohl, dass ich jeden Moment Angst hatte, einem ISIS zu begegnen. Ich wusste, ich würde mich nicht wehren können. Ich kann nicht töten."

Nach einer Pause bricht sein gutmütiges, verschmitztes, selbstironisches Lachen aus ihm heraus. "I cannot shoot. Even after six months training I shot myself in my foot. I don't know how to handle these damn things."

"Jameel, you went to fight ISIS without knowing how to shoot?"

Schweigen.

"If you are still here, it means basically you never met an ISIS fighter who was still alive?"

"Ja, so ungefähr. Also doch, einmal habe ich einen getroffen. Ein Mal."

"Und?"

"It was okay."

Irgendwie gelingt es ihm immer wieder die Antwort zu geben, die ich am wenigsten erwarte.

Einige Minuten später, wir blättern weiter durch den Fotoordner, ergänzt er:

"God is faster than a Kalashnikov."

Facebook im Krieg

Später gehe ich auf die Facebook-Seite der Miliz. Es ist das erste Mal, dass ich

mich auf die sozialen Medien einer Kampfgruppe wage. Ich finde Bilder und Videos von den Befreiungskämpfen vor zwei Jahren. Alles Material, das jedem zugänglich ist, ohne jede Warnung. Und ich denke an die Kinder, die mit dieser Bildsprache aufwachsen. Das eine sind amateurhafte Handyaufnahmen von Kämpfern, die sich und ihre Kameraden beim Schiessen und Beschossenwerden filmen. Andere Videos sind mit am Helm oder der Brust befestigten GoPros aufgenommen, sodass man mit der Fischauge-Linse einen unnatürlich weiten Blickwinkel auf die Zerstörung erhält. Einige sind unterlegt mit heroischer Musik im Hollywood Pearl Harbor Stil, bei anderen hört man nur den keuchenden Atem des Kämpfers. Gemeinsam mit den Milizionären dringe ich ein in Hausruinen, die bis zur Decke mit Schutt angefüllt sind, wo sich unter jedem Brocken eine Mine verstecken kann. Ich laufe durch eine geschändete Kirche, wo Holzbänke und Säulenbrocken den Weg versperren, wo die Kämpfer für ein Stossgebet auf die Knie sinken und wo sie dann zum ersten Mal die Glocken erklingen lassen. Die Glocken, die zwei Jahre des Schweigens hinter sich haben, hängen in einem erbärmlichen Überrest von Turm, der jeden Moment in sich zusammenstürzen kann. Ich besuche ein improvisiertes Lazarett, in dem mir Verwundete, die mir mit schmerzverzerrten Gesichtern ein krampfhaftes Victory-Zeichen entgegenstrecken. Ich bin im Headquarter der Miliz, als dieses einen Überraschungsangriff von ISIS erleidet. Ich begleite mal den einen, mal den anderen Milizionär, bin neben ihm wie er von Haus zu Haus rennt, von Deckung zu Deckung durch Rauchwolken und vorbei an explodierenden Gegenständen. Wir geraten unter Beschuss. Irgendwo muss ein Scharfschütze sein, aber ich weiss nicht wo. Und dann plötzlich steigen wir hinunter in die Finsternis des Tunnellabyrinths - ein System von Verbindungs- Schutz- und Fluchtweg, das ISIS gegraben hatte. Ausser dem Gewehr- lauf und dem Gewölbe der Tunnels, ist nun nichts zu erkennen. Die Kamera

erfasst den Raum und die Umgebung schneller als der Mensch im Raum selbst. Im Extremfall würde ich als Zuschauerin den Gegner zuerst erblicken. Der mir unbekannte Typ, der mich vor seinem Herz durch den Krieg führt, kann jeden Moment umkommen, vor laufender Kamera.

Ich befinde mich irgendwo zwischen Kriegsreportage, Thriller und Reality TV.

Ich drücke abrupt auf Stopp.

Ich schaue nicht weiter, weil ich nicht weiss, ob ich dann vielleicht miterleben muss, wie der Kämpfer mit der Kamera jemanden erschiesset oder selbst erschossen wird.

"We have a problem", sagt Dschamil aus dem Raum nebenan durch die offene Tür. Ein schiitischer Abgeordneter habe im Parlament soeben verkündet, dass sie den Artikel zum demografischen Schutz der Minoritäten aus der Verfassung nehmen wollen. Also der Artikel, der christliche Dörfer davor schützt, dass ihre nun leerstehenden Häuser von den Schiiten übernommen werden und so die Christen ihre Vorherrschaft in diesem Gebiet verlieren. Denn dass die Christen aus dem Exil zurückkehren, daran glauben nur noch wenige.

"Wir werden zurückgedrängt, mit jedem Hauskauf. Bald sind wir eine Minderheit in den eigenen Dörfern. How can we live in peace if we don't have a place to live?"

Ein besetztes Haus

Ich schlafe schlecht. Über Stunden kann ich nicht einschlafen. Und das obwohl sie mir zwei Decken gebracht haben und einen Gasofen neben das Sofa gestellt haben. Ich liege auf einem dieser hier verbreiteten wuchtigen Ledersofas, gegenüber dem üppig dekorierten Weihnachtsbaum und seiner Krippe, vor dem Fenster schwere, dunkelbraune, samtige Vorhänge. Ich muss Dschamil fragen, wer in ihrem Haus, wer hier an dieser Stelle vor mir geschlafen hat.

"Don't worry, it is all new", wird Dschamil antworten.

"Did ISIS live here during the occupation?"

"No, here not."

"How do you know?" Frage ich nach, weil das unbehagliche Gefühl mich die ganze Nacht nicht losgelassen hat.

"Because it looks different." Ich weiss nicht, was er damit meint, aber Dschamil ist schon in der Küche und tauscht irgendetwas aus mit seinem sehr schweigsamen Vater, der auf dem immergleichen Plastikstuhl zwischen dem Ofen und der Eingangstür sitzt. Mitten im Durchzug.

Der Fahrer wartet im Regen. Dschamil begrüsst ihn gut gelaunt. Öffnet auf seinem Handy den WhatsApp-Chat mit Titel "Security" und notiert: "Driver - Jameel - Lea are leaving from Qaraqosh to Mosul". Senden.

Dschamil macht zwei Anrufe, während er mit der zweiten Hand auf dem zweiten Handy durch Facebook scrollt.

"Es sieht anders aus, wenn ISIS in einem Haus gelebt hat, als wenn die irakische Armee dort gelebt hat. Bei uns war die Armee. Da kannst du sicher sein."

Ich frage mich, wie viel angenehmer ich den Gedanken finde, nach allem, was ich in letzter Zeit über die irakische Armee erfahren habe.

"Also wurde das Haus von ISIS bombardiert, gerade weil die irakische Armee drin war?"

"Nein, ISIS hat es vorher schon zerstört," sagt Dschamil mit seiner stoischen Geduld für meine Fragen. "Das heisst nicht alles. Die Möbel nicht."

"Die Möbel nicht?"

"Die Möbel haben sie vorher in Mosul verkauft, dann haben sie es bombardiert. Du kannst unsere Sachen dort auf dem Markt wiederkaufen. Ich will sie jedenfalls nicht mehr."

Heute ist es gut, Christ zu sein

Wir nähern uns Mosul, der Stadt, die im Westen als Hochburg von ISIS bekannt wurde, als Abu Bakr al-Baghdadi von der Al-Nuri Moschee das Kalifat ausrief und für Millionen von Menschen der Albtraum zum Alltag wurde.

"Put camera away and relax."

Checkpoint. Für mich ist es einer von vielen, ich kann die endlosen verschiedenen Flaggen nicht auseinanderhalten und noch weniger die vielen verummten Männer mit irgendwelchen abschreckenden Abzeichen vor der Brust.

Eine der undefinierbaren Figuren kommt auf uns zu, das Gewehr im Anschlag, macht sie nur wenige Zentimeter vom Auto entfernt Halt, beugt sich herunter und blickt die Passagiere an. Das Gesicht des Milizionärs ist bis auf zwei Augenschlitze von einer schwarzen Gesichtsmaske mit weissem Totenkopf verdeckt. Ich kann diese Maske nicht einordnen. Irgendetwas zwischen Todernst und Fastnachtsscherz. Durch seine Augenschlitze erkennt er Dschamil, er zieht die Maske nach unten und es kommt ein breites ja fast herzliches Lächeln zum Vorschein, das so gar nicht zu seiner Waffe und dem Totenkopf passen will.

"Wohin?", fragt seine unerwartet freundliche Stimme aus der tropfenden Kälte hinter der angelaufenen Scheibe.

"Nach Mosul."

"Alles Christen?"

"Ja, alle."

"Ok. Gute Fahrt".

"Danke, habibi."

Er dreht sich weg und geht - ein Lied singend - zu seinen Kollegen zurück.

"Today it is good to be a Christian."

Wir kurven mit 2 Stundenkilometer um und durch tiefe schlammige Schlaglöcher.

"Aber 2010 wäre ich hier beinahe umgekommen."

Ich erinnere mich an eines der allerersten Fotos, die Dschamil mir von sich geschickt hatte. Ein mit Blut überlaufenes Gesicht, die Kleider dunkelrot.

"Der Anschlag?"

Er war mir bisher immer ausgewichen. "Yes. I was in a schoolbus. They made us wait at the checkpoint. It was too long, I felt there was something wrong."

Ein Konvoi von 20 Bussen sollte die Christen aus den umliegenden Dörfern an die Universität in Mosul bringen.

"A car arrived from the other side. When I saw how quickly it came closer I knew what was going to happen but it was too late to do anything."

Das Auto explodierte genau auf der Höhe des Schulbusses. [Über 70 Personen](#)

wurden teils schwer verletzt.

Es ist mir unerklärlich, wie dies möglich war am helllichten Tag an einem Checkpoint, der von irakischen, kurdischen und amerikanischen Soldaten kontrolliert wurde.

"Eigentlich", Dschamil dreht sich im Beifahrersitz zu mir um, "eigentlich nur, wenn die Typen am Checkpoint sich schmieren liessen von Al-Qaida."

Und ich bin froh, dass in dem Moment, als er dies ausspricht, der Checkpoint bereits weit hinter uns liegt.

Annäherungsversuch an eine Stadt der Gräuel

Wir nähern uns der Innenstadt von Mosul, genauer der 'linken Seite', links vom Tigris, also dem Teil der Stadt, der bereits anfangs 2017 ISIS entrissen werden konnte. Während am Stadtrand die Zerstörung noch allgegenwärtig ist, herrscht hier im Zentrum so etwas wie Alltag. Ich folge Dschamil durch belebte Strassen vorbei an Strassenhändlern und Teeläden, vorbei an eleganten Männern in polierten Halbschuhen, mit präzis gezupften Augenbrauen und mit viel Haargel steil hochfrisierten dunkelschwarzen dichten Haaren. Ein Zeichen der neu erlangten Freiheit. Unter ISIS waren "westliche Frisuren" und das Rasieren der Bärte verboten. Zuwiderhandeln konnte zu Gefängnis und Peitschenhieben führen. 80 Peitschenhiebe, wird uns später ein Taxifahrer erzählen, hatte er über sich ergehen lassen müssen.

Es ist ein Männermeer, das an mir vorbei wogt. Alle scheinen unter 30 oder

über 60 zu sein. Nur vor der Uni warten einige Frauen mit Schulbüchern unter dem Arm, um abgeholt zu werden.

"It is time for tea, Lea", sagt Dschamil, der weiss, dass ich irakischen Tee liebe und der noch nie Hemmungen gezeigt hat, mich in seine Männerlokale mitzunehmen. Es gibt auch wenig bis gar keine Alternativen für Frauen, wenn man etwas Warmes trinken will. Und es stört ihn auch nicht, mich auf die Toilette zu begleiten, weil es ja kein Frauenklo gibt und Türen meist auch nicht. Und dann wartet er da als Türsteher und plaudert mit den Männern, die Schlange stehen müssen, bis ich wieder rauskomme.

Dschamil zeigt auf eine Bank zwischen dem breiten Gehsteig und der Strasse: "This is the best place."

Ich weiss nicht, ob dies strategisch gesehen der beste Platz sein kann, immerhin schein ich weit und breit die einzige Ausländerin hier zu sein und auch die einzige Frau und auch - gemeinsam mit Dschamil - die einzigen Nicht-Muslime. Und überhaupt werde ich die Bilder von Autobomben vor Restaurants nicht los. Ein Kopftuch tragen? Dschamil wundert sich über meine Frage. "Nein, wieso denn, du bist ja nicht Muslimin, das schaffst du sowieso nicht, dir dieses Ding richtig umzubinden."

Kaum sitzen wir, steht der dunkle Tee im kleinen bauchigen Glas auch schon vor uns. Er ist süss. Sehr süss, aber er wärmt, das Wetter ist feucht und kühl, nur wenige Grad über Null.

Auf der einen Seite die Autos, von denen viele in miserablen Zustand sind,

die bettelnden Jungen, die mit viel Überredungskunst die Automobilisten zu überzeugen versuchen, wie viel glücklicher sie sein werden, wenn sie ihnen heute diese eine Süßigkeit abkaufen. Auf der anderen Seite unsere Bank ein Strom von Männern, der sich dicht gedrängt den neuen Geschäften und alten beschädigten Häusern entlang zieht.

In weniger Entfernung wehen grosse schwarze Flaggen über der Fahrbahn. Auf meine Verwirrung was schiitische Flaggen in einer sunnitischen Stadt machen, erklärt Dschamil, dass die irakische Regierung diese als Zeichen der Rückeroberung platziert hatte. Für jeden Sunniten sind sie eine pure Provokation, weil es so wirkt, als hätten die Schiiten den Krieg gegen die Sunniten und nicht gegen ISIS gewonnen und als wäre die Stadt nun schiitisch. Hinzu kommt, dass sich die Einwohner der fast 100% sunnitischen Stadt vollkommen im Stich gelassen fühlten von der Zentralregierung in Bagdad. [60'000 irakische Soldaten](#) und Polizisten hätten die "Uniform von sich geworfen und die Flucht ergriffen" als wenige hundert ISIS-Kämpfer die Stadt einnahmen. "Fälschlicherweise" einnahmen wird man später sagen, denn ISIS habe lediglich die umliegenden Dörfer besetzen und Gefängnisinsassen befreien wollen, nicht jedoch Mosul. Darauf sei die Terrororganisation erst gekommen, als die 2-Millionen-Stadt praktisch wehrlos vor ihr lag, beschreibt ein [New Yorker-Reporter](#).

Das Vertrauen zwischen den Sunniten und Schiiten wurde einmal mehr - in dem Moment, in dem sie es mehr denn je gebraucht hätten - in Grund und Boden zerstört.

Durch Poesie zur Befreiung

Ich schaue hinüber zur Universität, die auf der anderen Strassenseite liegt, unweit der Mauer, auf der in grossen bunten Buchstaben 'Peace' und 'I love Mosul' steht. Die Buchstaben sind mit Blumenmustern verziert.

"That is where I studied", erzählt Dschamil und rührt in seinem Tee.

"Wie kommt es eigentlich, dass du Geopolitik studiert hast und nicht Sprachen? Du wolltest doch Dichter werden."

"Eigentlich war ich ja an der arabischen Fakultät, aber es gab Probleme und ich habe gewechselt." Er sagt es gleichgültig, als ginge es um eine Teesorte, die aus dem Sortiment genommen wurde.

Er schlürft an seinem Tee. Wir schauen beide zur Uni. Die Universität in Mosul, die zweitgrösste im Irak, wurde während der ISIS-Besetzung und den Flugangriffen durch die von den USA geführte Anti-IS-Koalition fast vollständig zerstört. Sie beherbergt eine der einst grössten Bibliotheken des Nahen Ostens. Über eine Million Bücher und Dokumente fielen der Zerstörungswut von ISIS zum Opfer. Einmalige Sammlungen und wertvolle, Jahrhunderte, ja Jahrtausende alte Texte von und zu den ältesten Zivilisationen der menschlichen Geschichte gingen in kürzester Zeit in Flammen auf.

Schon kurz nach der Befreiung dieses Stadtteils hat sich die Zivilgesellschaft an den Wiederaufbau der Bibliothek gemacht. Während West Mosul noch aufs Heftigste bombardiert wurde, fand hier das erste Post-ISIS Literaturfesti-

val statt. Hier, in den Trümmern der Bibliothek versammelten sich die Überlebenden des Terrors und feierten ihre Kulturen und Sprachen und organisierten eine Buchspendenaktion.

"Es war einmalig", erinnert sich Dschamil, der am Festival seine eigenen Gedichte vortrug. "Jeder versuchte mit allen Mitteln irgendwo Bücher aufzutreiben. Bücher waren wie Juwelen und Gedichte lesen und hören zu können war absolut überwältigend."

Vor dem imposanten Eingangstor tummeln sich Massen von fröhlichen Studentinnen und Studenten, die sich mit einem Stapel Bücher unter dem Arm zwischen den Autos durchschlängeln und über die braunen Pfützen springen. Aber das Bild mag nicht über die Erschütterung hinwegtäuschen, die die Ruinen und tief schwarz verkohlten Innenräume ausstrahlen. Diese Form der Vernichtung von Wissen hat etwas so Selbstzerstörerisches und ist ein so perfider Angriff auf die Menschheit, dass es mir kalt den Rücken runter läuft.

Ich stelle mir die Universität vor dem Krieg vor, mit ihrem riesigen Campus. Und wie Dschamil, damals noch schlank und noch nicht ergraut, irgendwo hier unter den 30'000 Studenten über Bücher gebeugt globale Zusammenhänge studierte, während sich über seinem Kopf das zusammenbraute, wofür damals noch jedem die Vorstellungskraft fehlte.

Dschamil holt mich in die Gegenwart zurück. Er kennt meine Frage, bevor ich sie stelle.

"Yes, I had problems with AQI - Al-Qaeda in Iraq."

Zwei seiner Kommilitonen hatten ihm verboten, Arabisch zu studieren, es sei die Sprache der Muslime. Sie stellten ihn vor die Wahl entweder du konvertierst zum Islam oder du wechselst die Fakultät. Dschamil las einmal den Koran durch von der ersten bis zur letzten Seite und dann - wie es so seine Art ist - wählte er das Dritte. Er meldete den Fall beim Dekan. Dieser traf die vielleicht mutige, aber gravierende Entscheidung, die beiden muslimischen Studenten von der Fakultät zu verweisen, vermutlich in der Absicht, Dschamil zu schützen - oder auch nicht, das lässt sich im Nachhinein kaum mehr sagen. Lange dauerte es jedenfalls nicht, bis Al-Qaida Dschamil mit einer Morddrohung aufwartete. Wenn er noch einmal ihren Weg kreuzte, werde er umgelegt.

"To write poems became an act of liberation. Liberation from the traumatizing experiences. And liberation from the fear of Al-Qaeda."

Das war vor knapp 8 Jahren, in der Zeit also, als die Häuser der Christen mit dem Nuun-Zeichen gekennzeichnet wurden, also dem arabischen N, das für "Nasara" steht einem Begriff, der abschätzig für Christen verwendet wird. Die Zeit auch, von der Dschamil erzählt, dass "es absolut normal war, dass man in Mosul Hinrichtungen miterlebte, in aller Öffentlichkeit, am helllichten Tag. Täglich." Wenn der Verkehr umgeleitet werden musste, so Dschamil, verwendete man nicht Betonblöcke oder Eisengestelle, sondern aufgeschichtete Leichen.

Ich schaue auf den Verkehr, vor mir das grauenerregende Bild. Mir ist kalt bis auf die Knochen.

Dschamil wechselte die Fakultät - und wurde - das liess er sich nicht nehmen - dennoch Dichter. 2010, das verheerende Jahr des Bombenanschlags auf den Schulbus, war auch das Jahr, in dem er zum ersten Mal öffentlich mit seinen Gedichten auftrat und damit erste Erfolge hatte.

"May be I wouldn't be a writer today, if they let me study Arabic", fasst er die widersprüchlichen Umstände zusammen.

Eine verhängnisvolle Falafel

"We need to go. The poetry festival starts soon." Dschamil steht auf und bezahlt, wie immer auch für mich. Dass ich hier als Frau irgendetwas bezahle, ist ausgeschlossen. Unterwegs zeigt er auf eine Strassenecke in wenig Entfernung. "That is where I said that I don't feel like falafel."

Er meint eines seiner Lieblingslokale während der Universitätszeit. Der Ort, wo sich Dschamil an jenem Tag in letzter Minute umentschied für eine andere Imbissbude und wo sich nur wenige Augenblicke später ein Selbstmordattentäter in die Luft sprengte. "I survived only because I didn't feel like falafel that day."

"Lea, are you hungry? Do you feel like falafel?"

"No, I don't."

Dschamil steuert auch schon auf ein Gebäude zu, von dem der obere Stock ausgebrannt ist und wenig Vertrauen erweckend wirkt. "Ladies first", sagt er,

als wir uns dem Loch, das als Eingang dient, nähern. Ich bin nicht sicher, ob es hier ein Privileg ist, als Erste das Gebäude zu betreten. Über steile glitschige Rohbetonstufen in einem Treppenhaus ohne Licht gelangen wir in einen dicht verrauchten Raum. An der Tür bildet sich eine Traube von Menschen, die keinen Stuhl mehr ergatterten konnten. Als wir - das Programm hat schon angefangen - uns durch die Tür zwängen, erheben sich sofort mehrere Zuhörer und überlassen uns ihre Stühle. Es ist eng bestuhlt, gut 50 Irakerinnen und Iraker drängen sich zusammen. Auf der kleinen Erhöhung trägt ein junger Mann ein Gedicht vor. Dann der nächste, dann noch einer, noch einer und noch einer. Es hat etwas Atemloses, Soghaftes, etwas Dringliches, wie Wort um Wort, Stimme um Stimme, Sprache um Sprache, ineinander überfließen und den Raum durchdringen. Obwohl ich nichts verstehe, berühren mich die Rezitationen von diesen Frauen und Männern aller ethnischen Gruppen, die in mitten dieser vom Elend getränkten Stadt Krieg und Frieden, Enttäuschungen und Hoffnungen, Leid und Freud, Wut und Vergebung in Worte giessen. So jedenfalls fasst Dschamil nachher die Gedichte zusammen.

Nach der Veranstaltung bietet uns Saed an, uns nach Hause zu fahren. Dschamil und er kennen sich aus einem Workshop, den sie kürzlich zu gender-based violence besucht hatten. Die beiden Männer reden leise miteinander. Nach einiger Zeit übersetzt Dschamil, Saed sei Jeside und arbeite als Polizist. Heute bedeute dies, dass seine Arbeit daraus bestehe, in den jesidischen Massengräbern Überreste von Menschen zu identifizieren, noch vier Jahre nach den Massakern 2014. "Not a nice job", sagt er auf Englisch. Wir fahren eine Weile schweigend durch die Nacht. "If you want you can visit me in Sindjar", schlägt er vor. Ich sage freundlich, dass ich diese Region sehr gerne bereisen werde, wohl aber nicht mehr dieses Mal. "I can arrange your access", sagt er, als hätte

er meine Gedanken gelesen oder als würde er zumindest ahnen, wie schwierig die Visageschichte ist. Ich sage, dies sei äusserst nett und dass ich hoffentlich bei meinem nächsten Besuch dafür Zeit haben werde. Dschamil schweigt und ich überlege mir, ob - wenn ich auf Saeds Angebot eingehen würde - dies unter 'Nutzen persönlicher Beziehungen zum besseren Kennenlernen der lokalen Situation' oder aber unter 'Korruptionsförderung' gehen würde.

Wir fahren durch die stockfinstere Nacht.

"Wie kam es eigentlich dazu, dass du ein Forum für Poesie für den Frieden gegründet hast", frage ich, um mich selbst abzulenken. Anstatt zu antworten, zeigt Dschamil aus dem Fenster. "You know why the night is so dark?"

Ich schaue ins schwarze Nichts. Habe ich etwas Falsches gesagt? Immer wieder bin ich unsicher, was ich fragen kann und was nicht. Gespräche hier kommen mir vor wie Minenfelder. Jedes meiner Worte oder Fragezeichen kann alte Wunden aufreissen und neue Abgründe auf tun in der Geschichte eines Menschen, dessen Leben von einer Erschütterung zur nächsten führt.

"Wenn es Nacht ist und du siehst kein Licht, dann weisst du, dass du gerade durch sunnitische Dörfer fährst. Die meisten erhalten keinen Strom von der schiitischen Zentralregierung."

Ich bin froh, dass wir weiterfahren, weiter bis nach Karakosch zu den Christen, wo es doch immerhin genug Gas gibt, um Teewasser zu kochen.

Entkommen

Zu Hause bei Dschamil sitzen wir im Allzweckzimmer. Auf dem kleinen Schemel steht schon der Tee. Dschamil ist auf seinem Bettsofa halb liegend hinter seinem Laptop-Bildschirm versunken.

"There was a second detonation", beginnt er nun. Und wie so oft bei ihm, ist mir nicht ganz klar, wo und wann in seinem Leben ich seine Satzteile zuordnen muss. Ich kann sein Gesicht nicht sehen. Ich höre nur das Geräusch seiner Finger auf der Tastatur. Ich meine erst, er sei schon wieder weg. Aber dann erzählt er. Erzählt von jenem Tag, an dem ihn das Schicksal traf, oder eben nicht traf. Wie die Studenten versuchten, sich aus dem brennenden Bus zu retten, als ein zweiter Wagen auf sie zu raste und exakt auf Höhe des Schulbusses explodierte.

"Es gab zwei Explosionen und du hast beide überlebt?"

"Someone warned me."

Dschamil trägt die Gaslampe näher zu meinem Sofa. "You need to be warm, you are coughing already like a real Iraqi."

Selbst setzt er sich, schwer hustend auf den Fussboden den Laptop mir zugewandt und scrollt durch YouTube. Ich weiss nicht wonach er sucht. Erst langsam erkenne ich die Gesichter von Verletzten, zerstückelte Autoteile, zerborstene Fenster, der Boden voller Blutlachen.

"Da war ein Mädchen am Checkpoint, ich kannte sie. Ich meine - ich mochte sie - sehr. Sie hat uns gewarnt vor dem zweiten Anschlag und wir sind geflohen, so schnell es eben ging mit unseren Verletzungen."

"Sie hat den Anschlag nicht überlebt."

Wir schauen auf die Handyaufnahmen, die Opfer, sich davon schleppende Körper. Auch Dschamil hat es schwer erwischt. Er trägt tiefe Wunden am Oberschenkel, am Arm, ein Teil seines Kiefers hängt herunter, aus seinen Augen quillt Blut.

Dschamil neben mir ist den Tränen nahe. Ich merke, dass ich vergesse zu atmen, erstarrt in der unfassbaren Horrorszene und all ihren Details. Wir sitzen eine Weile still und als es zu unerträglich wird, frage ich etwas, um etwas zu fragen.

"Wie bist du in dem Zustand ins Spital gekommen?"

"A guy drove us to the hospital. A Sunni guy", antwortet Dschamil kaum hörbar.

"Ein Sunnit hat euch ins Spital gefahren, nachdem die sunnitische AQI zwei Terroranschläge auf euch verübt hatte?"

"Ja. Er rettete mein Leben. An diesem Tag wurde mir zwei Mal das Leben gerettet, zuerst durch das schiitische Mädchen und dann durch diesen sunnitischen Bauern."

Die Forderung

Am nächsten Morgen sitzen wir wieder vor Dschamils Laptop, dessen Bildschirm mehrfach gebrochen ist. Wir sind soeben zurück von einem erschütternden Besuch eines IDP Camps, einem Aufenthaltslager für intern Vertriebene, wo wir einige Familien in ihren Zelten besuchen konnten. Das Camp versinkt im lehmigen Morast, das Regenwasser der letzten Tage läuft nur schwer ab. Kinder und Jugendliche tummeln sich in der Erwartung von Abwechslung und eine Hand voll Verkäufer sitzen auf durchnässten Kartons unter einer Plache und verteilen Nahrungsmittel und Hygieneartikel. Immer noch hat das Land über zwei Million IDPs und 260'000 Geflüchteten im Ausland (Daten vom April 2018). Nicht enthalten in dieser Statistik sind diejenigen Personen, die das Land nicht als Flüchtlinge verlassen haben, weil sie das Geld für eine reguläre Emigration hatten. Hinzu kommen auch noch die Hunderttausende, die in sogenannten "informal settlements" unterkommen. Damit gemeint sind unter anderem die Ruinen von West Mosul. In Betracht derer Unbewohnbarkeit ist der Begriff "informelle Siedlungen" eine verhältnislose Beschönigung.

Dschamil hat selbst mehrere Monate in einem IDP Camp verbracht. Darüber spricht er aber nie. Es bleibt ein schwarzes Loch. "Too difficult to talk about", sagt er einmal. Er, der für so viele Worte findet und der mir immer wieder auch das Unvorstellbarste anvertraut.

Wir zappen durch den Foto-Ordner seiner Universitätsjahre 2008 bis 2011.

"I was very handsome!" Dschamil zeigt mir ein Foto, auf dem er etwa acht

Jahre jünger ist und unternehmungslustig in die Kamera schaut. Auf dem nächsten Bild sieht man ihn mit dem vom Anschlag entstellten Gesicht. Es zeigt ihn an einer Demo, umgeben von anderen jungen Menschen, viele unter ihnen mit Verletzungen. Die gezeichneten und entschlossenen Demonstranten fordern, dass in Karakosch eine Universität für Minoritäten gegründet werde, damit sie in Sicherheit weiterstudieren könnten. An einen weiteren Versuch nach Mosul zurückzukehren war nicht zu denken. Tatsächlich wurde es ihnen schon wenig später ermöglicht, die Prüfungen in Karakosch abzulegen in einer Art Ableger der Universität von Mosul. Noch einmal zwei Jahre später wurde eine eigenständige Minoritäten-Universität in Karakosch gegründet. Das war 2014, im März. Vier Monate bevor die Stadt unter ISIS Herrschaft kam.

In Ohnmacht

Dschamil will mir die Altstadt von Karakosch zeigen. Wir schlendern durch die engen Strassen. Dies sei die Fraueneinkaufsmeile, erzählt Dschamil mit seinen Lederhalbschuhen tief in der braunen Lehmsauce steckend. Ich schaue die trostlosen aber in einer sanft gelben Wintersonne gebadeten Geschäfte an, wo die Verkäufer versuchen, irgendwie über die Runde zu kommen. "Männer kommen gerne hierher, um den Frauen beim Shoppen zuzuschauen und gelegentlich zu flirten", Dschamil lächelt verschmitzt. Der Gedanke ans flirten scheint ihn aufzuheitern. Aber nur für kurz. Während ich noch umherspähe, ob ich hier irgendjemandem etwas abkaufen könnte, was ich auch brauchen würde, ist Dschamil schon eine Strasse weiter. Als ich ihn halb stapfend, halb rutschend aufhole, sagt er in Gedanken versunken: "Here I slept when my fancy called me" und zeigt auf eine der Schlaglöcher-Pfützen in der Mitte der Strasse. Ich brauche eine Weile, bis mir klar wird, dass er mit "slept" "slipped"

meinen muss. Und mit "fancy" "fiancé".

"Also, die Geschichte von den Tattoos auf dem Arm?"

Er seufzt.

Dschamil hatte mir an meinem ersten Tag im Irak davon erzählt. Er war in mein Hotelzimmer in Erbil spaziert und hatte sich auf dem Sessel eingerichtet, als würde er immer hier ein und ausgehen. Dabei hatten wir uns eben zum ersten Mal gesehen. Er zog die Ärmel hoch, ein Ohr am Telefon mit dem anderen klaubte er den Laptop aus der Tasche. Mein Blick fiel auf seine Tattoos. Er legte auf.

"It is not a secret. I made them for my fancy."

"Your who?" Er habe sie sehr geliebt, seine Verlobte, aber dann, habe sie ihn verlassen, weil er kein Geld hatte - da IDP, also intern Vertriebener - und heiratete kurz später einen Reichen.

"Es tut mir leid, dies zu hören", sagte ich und schaute betroffen auf seine Tätowierungen.

Es ist eine von verschiedenen Frauengeschichten, die sich ab und zu in seine Erzählungen flechten und die ich erfolglos zu ordnen versuche. Ich schaue auf den Morast, auf die Stelle, wo er also den letzten Anruf dieser Frau erhalten hatte, kurz nachdem Karakosch von ISIS befreit worden war. Er habe das Bewusstsein verloren.

"It was too much for me."

Dschamil, der gerade die Kämpfe gegen die wohl grausamsten Hinschlächter unserer Zeit erlebt und überlebt hatte, der Todesängste ausgestanden und das endlose Ausmass der Verwüstung mit der Kamera detailgenau dokumentiert hatte. Dschamil fällt hier in Ohnmacht, aus Liebeskummer. Eine Ohnmacht, die den Lebenszustand einer ganzen Generation, mehrerer Generationen symbolisiert. Ausgeliefert sein, dem Lauf der Dinge, der Politik, der Gewalt. Und immer wieder vor der Wahl zu stehen zwischen zwei Optionen, von denen die eine übler ist als die andere.

In Erinnerungen versunken lässt Dschamil für einen Augenblick, seine persönliche Seite durchschimmern. Seine träumerische, romantische Seite, die in Erinnerung ruft, dass er neben dem Kriegsalltag auch mit den Sorgen und Rückschlägen eines jungen Mannes zu kämpfen hat, der auf der Suche ist nach Liebe und Glück und einem kleinen Stück Zukunft.

Schon zum zweiten Mal werden wir von Händlern hereingerufen. Dschamil kennt hier jeder. Wieder müssen wir etwas probieren. Diesmal ist es Sesamsauce, die beste, einzigartige Karakoscher Sesamsauce, die in einem hüfthohen Kessel gerade frisch zubereitet wird. Löffel gibt es nicht. Wir trinken die Sauce direkt aus einer frisch abgefüllten Büchse. Alle lachen.

Das Gebet

Kurze Zeit später stehen wir vor dem, was Dschamil die Altstadt genannt hatte. Ich hatte mir belebte enge Strassen und Treppen, dicht gedrängte Marktstände, den Duft nach Zimt und Koriander und orientalisches verzierte Tore vorgestellt. Aber da stehen wir vor einigen verlassenem Steinhäufen und Ruinen, die jeden Moment in sich zusammenfallen können. Die Bauten seien bereits in den 90er Jahren vernachlässigt worden, hätten dann unter der Besetzung durch ISIS einige Bomben und Sprengsätze abgekriegt und heute würden die Bewohner der umliegenden Klöster die Backsteine der Karakoscher Ruinen, die noch nach alter assyrischer Tradition hergestellt worden waren, abgraben, um damit ihre durch die Besetzung zerstörten Klöster wieder zurechtzumachen, fasst Dschamil den Zerfall zusammen.

Er zeigt auf ein Loch im Boden im Innern einer Ruine. Früher hätten alle einen Keller gehabt in den traditionellen Häusern. Seine Mutter habe ihn dort versteckt. Ich versuche mich zu orientieren, von welcher Zeit er gerade spricht. "Second Golf War?" - "Yes." Also war er damals gerade ein Jahr alt. Er klettert im Gestein herum, angeblich um irgendeinen Schlüssel zu finden. Ich fühle mich überhaupt nicht sicher.

"Dschamil, ich komme da nicht rein."

"Don't worry, it is safe."

"Wie willst du das wissen?"

"Ich habe den Ort selbst geräumt."

"Du hast was?"

Es kommt keine Antwort. "Dschamil, du hast Minenräumungen gemacht? Für die Miliz?" "Yes, mines and other things, suicide bombing stuff..." und es folgt eine Liste von Begriffen, von denen ich nur eine vage Vorstellung habe, aber doch weiss, dass sie entweder explosiv oder hochgradig giftig sind.

"Hattest du nicht gesagt, du wärest Medienbeauftragter gewesen bei der Miliz?"

Er raucht seine Zigarette fertig und schaut mich dann von der Seite an. Er gibt mir nie das Gefühl naiv zu sein, obwohl ich das sicher bin, gar nicht anders sein kann ohne diese verstörenden Erfahrungen von Menschen, die einen Krieg hinter sich haben. "In war you do many things, habibti, and words mean many different things in different situations."

Kurze Zeit später sitzen wir in einer seiner Lieblingsfalafel-Buden. Der Falafel, der weniger als einen Dollar kostet, ist so sehr überladen, dass ich nicht weiss, wie ich ihn öffentlichkeitsstauglich, in diesem Männerlokal, in meinen Mund kriegen soll.

Dschamil lacht und sagt wie aus heiterem Himmel:

"Lea, can you pray for us? We usually prayed before eating. But I - I cannot pray anymore."

"Klar", sage ich, bevor ich weiss wieso. Ich habe seit 20 Jahren nicht gebetet und soll nun in der Öffentlichkeit, bei Neonlicht und Plastikstühlen irgendetwas sagen zu einem Gott, den ich nur aus Büchern kenne und für den Menschen hier in den Tod geschickt wurden.

Aber hier, gerade hier fühlt es sich so natürlich an wie nirgendwo sonst. Weil der ganze Ort durchdrungen ist vom Gefühl des Überlebens, des Wiedererwachens, des Erstaunens, dass es vorbei ist und der Dankbarkeit darüber, dass man zu denen gehört, die noch hier sind.

Es wird ein langes Gebet. Ich danke diesem Gott, von dem ich keine Vorstellung habe und an den selbst der einst religiöse Dschamil nicht mehr glaubt, ich danke ihm für den Frieden im Land, für den Mut der Menschen, die Befreiung des Dorfes, für jede Mine, die nicht in den Händen Dschamils explodiert ist, für jedes Dach, jede Stunde Strom, jeden geräumten Flecken Grün, der wieder von Kindern zurückerobert wird. Und dafür, dass ich hier bin, mitten drin im Gefühl, dass das Leben über den Tod, der Frieden über den Krieg gesiegt hat.

Ein Konzert in Schwarz-Weiss

Wir sind in den Strassen der Innenstadt unterwegs. Die Sonne verbreitet ihr völlig unpassendes Abendgold und legt die Ruinen in eine Stimmung eines verstaubten orientalischen Märchens. Die Mauerreste umgeben uns wie Zeugen einer längst vergangenen Welt.

Wir nähern uns einem Stahltor. Es ist von Einschüssen völlig durchlöchert und rostbraun. Durch einen Steinbogen betreten wir den Innenhof einer Kirche. Es ist die grösste assyrisch-katholische Kirche des Nahen Ostens. Ihr ältester Teil soll über 800 Jahre alt sein. Über ihrem Dach ragt ein glockenloser Glockenturm auf. Da wo man die Glocke erwarten würde, stehen nur noch die Mauerüberreste, sodass der Turm wirkt, als wäre er enthauptet. Einige Säulen des Säulengangs sind so arg beschädigt, dass sie nur noch auf einem Armierungseisenskelett stehen. Die dahinterliegende Mauer ist mit Einschüssen übersät. "Schiesstraining für Kinder", kommentiert Dschamil und erzählt weiter von einer von ihm initiierte Weihnachtsaktion. In mehreren multiethnischen Nachbardörfern überraschten Gruppen von Muslimen die Christen, als sie nach der Weihnachtsmesse aus der Kirche strömten und verteilten ihnen Blumen und Weihnachtswünsche als Symbol des gegenseitigen Respekts, der Zusammengehörigkeit und des Wunsches eines friedlichen Zusammenlebens in ihrer kulturellen Diversität.

Können Gemeinschaften nach den Schreckenserfahrungen der letzten Jahrzehnte und den permanent fortschreitenden Hasspredigten noch zusammenleben? Können Volksgruppen, die so zahlreiche Vertreibung- und Vernichtungskampagnen durchgemacht haben, je wieder Fuss fassen in dieser Region?

Die Videos der Kampagne zeigen Kirchengänger mit erstaunten und bewegten Gesichtern. Innerhalb von Stunden erreichen die Bilder Tausende von Irakern.

Es ist eine von unzähligen Pop-up-Initiativen, die - oft von Einzelpersonen lanciert - wie Pilze aus dem Boden spriessen. Und zwar gerade dort, wo der

Boden besonders fruchtbar ist für Misstrauen und Feindseligkeit. Ein Tropfen auf den heissen Stein, vielleicht. Aber wie Gewalt Tropfen um Tropfen entsteht, so entsteht auch der Frieden. Und hier spürt man den Kampf um den letzten Tropfen - der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Während die einen Tropfen um Tropfen nachfüllen, schöpfen die anderen Tropfen um Tropfen raus. Person um Person werden den Krallen der Gewalt entrissen, Gedanke um Gedanke de-radikalisiert, Feindbild um Feindbild demontiert.

In der Mitte des Innenhofs der Kirche liegt eine grosse, runde Feuerstelle. Ich erkenne sie aus einem Foto, das mir Dschamil von der Weihnachtsfeier geschickt hatte. Ein grosser Kreis von Menschen stand feierlich und in warmes Licht gehüllt um ein haushohes Hochfeuer. Ich will die Feuerstelle schon fast schön finden und frage mich, warum wir keine Feuerstellen bei unseren Kirchen haben.

"That's where ISIS burnt all the books, the whole library of the church", erklärt Dschamil.

Wenig später sind wir im kühlen Innern der imposanten Kirche. Einige der glatten Säulen aus Mosul-Marmor sind noch mit ISIS-Botschaften verschmiert. Mein Blick gleitet an ihnen entlang nach oben. Das Gewölbe des dreischiffigen Innenraums ist dunkelschwarz. Ich stehe das erste Mal in einer ausgebrannten Kirche. Der Verputz blättert von den Wänden wie die Schale einer gerösteten Aubergine beim Zubereiten von Babaganusch. Wir gehen langsam entlang der neuen Holzbänke. Ausser uns ist nur ein Priester da, der die letzten Vorbereitungen trifft fürs Konzert. Etwas an der Szene verwirrt

mich, ich kann aber noch nicht ergreifen, was. Dschamil führt mich zielstrebig zu einem Durchgang im hinteren Teil des Seitenschiffs, wo einmal eine Tür gewesen sein muss. Heute ist da nur ein Loch.

Willst du mitkommen? Es ist sicher, ergänzt er, bevor ich meine Zweifel äussern kann. Ich folge ihm in einen finsternen Raum, in dem ich nicht einmal Umrisse erahnen kann. Am Boden liegen irgendwelche Gegenstände, Trümmerbrocken oder Treppenstufen. Ich taste mich der Wand entlang dem kiesigen Geräusch von Dschamils Schritten folgend. Eine Rundtreppe führt uns auf den Balkon. Wir ducken uns unter den tiefen Steinbögen und stehen schliesslich in der Mitte des Hauptschiffes.

Das Kirchenfenster hinter uns, die gewölbte Decke über uns das 50 Meter lange Schiff vor uns - alles schwarz. Nur der Boden und die Pfeiler geben einen grau-weissen Kontrast. Und mir wird klar, was mich an diesem Ort verwirrt: Es ist, als gäbe es hier keine Pigmente. Es ist ein entpigmentierter Ort. Als hätten meine Augen auf monochrom geschaltet. Mein Hirn hatte dies einfach akzeptiert. Hier, an diesem Ort, in dieser Stadt, diesem Land, wo der Alltag unmöglich scheint und gleichzeitig das Unmögliche plötzlich im Alltag passiert. Wo das Niederschmetternde mit dem Hoffnungsgebenden so eng umschlungen sind, dass sie ohne einander nicht auszukommen scheinen.

Eine kleine Gruppe von Knaben in roten Hemden drängt zur Empore. Es sind die ersten Sänger des Chors, auf den wir warten. Sie sind etwas übermütig und nervös. Ihr knalliges Rot wirkt, als würden sie die ersten Farbpigmente zurückbringen an diesen farb- und lebenentleeren Ort.

Als das Konzert beginnt ist die Kirche bis zur letzten Reihe gefüllt. Menschen jeden Alters kommen zusammen, um in diesen kriegsgetränkten Gemäuern die Überwindung der Gewalt zu feiern. In der folgenden Szene überlagern sich die Zeiten. Das knallige Rot und Grün des Chors in der Gegenwart verdrängen das unheilvolle Schwarz der Vergangenheit. Aus den Mauern gebrandmarkt von Hass erklingen Lobpreis Lieder an einen Gott der Liebe.

Was es für sie bedeuten muss, ihren heiligen Ort so geschändet zu sehen? Wie viel es sie kosten muss nach alldem noch - oder wieder - an Gott zu glauben? Vielen Zuschauern stehen die Tränen in den Augen.

Mit jedem Lied, mit jeder Note gelingt es der Musik diesen Ort des Terrors zurückzuerobern und mit neuem Leben, neuem Sinn zu füllen.

Dschamil lehnt gedankenverloren an einem Pfeiler. Er ist so ruhig, wie ich ihn selten erlebe, gebannt von der Musik oder dem, woran ihn die Musik erinnert. Bewegungslos steht er zwischen den verkohlten Wänden und wird Teil dieser Schwarzweiss-Fotografie, dieser der Zeit enthobenen Szene, die irgendwo zwischen den Realitäten hängen geblieben ist.

Wir verlassen die Kirche kurz vor Ende des Konzerts, noch vor dem grossen Menschenandrang und treten auf den leeren stillen Innenhof. Über uns die Nacht. Ich fühle mich verstaubt. Meine Hände sind schwarz vom Russ, der jede Oberfläche der Kirche in Beschlag genommen hat. Meine Haare wurden zu Aschenfängern.

Ich frage Dschamil, wann er mit der Kirche gebrochen habe. Er schaut in den

sternenübersäten Himmel. "Ich weiss nicht", antwortet er mit schwerer Stimme. "Ich wurde einfach zu oft enttäuscht." Er erzählt, von einem Geistlichen, der ihn auf Grund eines "zu kritischen Gedichts" an die Kurden verraten hatte, worauf Dschamil von den Sicherheitskräften festgenommen wurde. Ein anderer Kirchenvertreter habe seine Bodyguards geschickt, um Dschamil auf offener Strasse die Kalaschnikow an den Kopf zu drücken mit der Drohung, dass er nur überlebe, wenn er einen gewissen Artikel sofort vom Netz nehme. Und überhaupt sei die Kirche nicht aktiv in der Friedensarbeit. Während die Friedensaktivisten für eine lebenswichtige Operation für ein Mädchen innert Tagen 37 Millionen Dinar aufgetrieben hatten, war die Kirche nicht bereit, einen einzigen Dinar zu geben. Gleichzeitig wurde bekannt, dass dieselben Kirchenmänner sich mit dem Kirchengeld teure Operationen im Ausland zahlten, zum Beispiel um Fett abzusaugen.

"Wie soll ich an eine Kirche glauben, die sich so verhält?"

"Your candle has burnt down", bemerkt Dschamil leise, als fürchte er, etwas Ungutes aufzuwecken. Er tastet im Dunkeln die Blumen vor der Mariastatue ab und klaubt schliesslich einen kleinen Überrest der Kerze hervor, die er für mich angezündet hatte. Der Wachsrest ist keinen Zentimeter hoch, er stellt ihn zurück aufs Geländer und zündet ihn mit seiner Zigarette an.

"I am sad now", murmelt er, während wir über den von ISIS geschändeten Innenhof gehen. "The music brought back everything." Ich will ihm eine Frage stellen, doch gerade sind wir aus dem Hof auf die Strasse getreten und es hupt ein Wagen. "Dschamil, habibi, steig ein, wohin musst du?" Wir steigen in den Wagen. Ich hoffe, dass ich meine Frage später stellen kann und starre auf die

mit Einschusslöchern gesprenkelte Windschutzscheibe des Wagens.

Brot aus dem Krieg

Durch die lichterlosen Moraststrassen fahren wir nach Hause, so denke ich. Wir steigen aber früher aus und Dschamil steuert auf ein anderes Haus zu. Du musst unbedingt assyrisches Brot probieren, am besten backe es seine Nachbarin und anerkannte Bäckerin. Aus dem angeblichen Einkauf wird eine weitere Teestunde. Wir werden ins warme Innere des Hauses gelotst. Das Wohnzimmer ist mit zwei Sofas möbliert, die so gross sind, dass sie jeden Millimeter Mauer abdecken ausser den zwei Türen. In einer Ecke stehen der mir bereits aus anderen Wohnzimmern bekannte blinkende Christbaum und daneben eine aus Packpapier gebastelte Krippe. Der Tee steht schon auf dem Taburett.

Backen habe sie während des Krieges gelernt, erzählt Habiba, die ich auf Ende 50 schätze. Sie trägt die vielfarbige Karakoscher Tracht und strahlt etwas aus, dass man sich sofort geborgen fühlt.

Als ihr Mann fiel, wahrscheinlich spricht sie vom ersten Golfkrieg, war sie mit den kleinen Kindern auf sich gestellt und die Hungersnot war gross.

Das Besondere an ihrem Brot sei, dass man es lange aufbewahren und jederzeit mit etwas Wasser wieder frisch machen könne.

Sie lacht, irgendwie bescheiden und doch stolz. Die Art von Stolz, dass sie es geschafft hat, auch unter einem vernichtenden Embargo, durch drei Kriege hindurch und während einer unerbittlichen Christenverfolgung, ihre Familie

irgendwie durchzubringen.

Die Brote sind hauchdünn, hart wie Knäckebrot, so gross wie ein Bistrot Tisch und zum Transportieren etwas sperrig, um nicht zu sagen ungeeignet. Als wir uns mit der unförmigen Brottasche zum Gehen wenden, fuchtelte sie aufgeregt mit den Armen. Sie wolle mir unbedingt etwas schenken und drückt mir ein kleines Schächtelchen in die Hände. Es ist das vierte Geschenk, das ich heute in diesem von Kriegen heimgesuchten Land erhalte. Es ist ein Armband mit einem Kreuz. Es solle mich beschützen, übersetzt Dschamil. Ich schaue in Habibas warme Augen und nicke bei jedem ihrer aufgeregten Worte, von denen ich keines verstehe und doch alles verstanden habe. Ich habe Angst um sie und dass es noch nicht ihr letzter Krieg war und dass sie jede Art von Beschützung selber brauchen würde. Aber in ihren Augen sehe ich auch, dass es in diesem Moment nichts Wichtigeres gibt, als mir dieses Kreuz schenken zu dürfen und dass sie selbst es mit ihrer Überlebenskraft, die kein Hadern zu kennen scheint, es immer irgendwie schaffen wird, mit den Widerwärtigkeiten ihres Lebens und Landes zurechtzukommen.

Eine Familie in Fragmenten

Wie wir unter dem sternklaren mondlosen Himmel durch den Morast waten, verkündet Dschamil, wir müssten noch bei seiner Grossmutter vorbei.

Wir gehen die Eingangstreppe hoch. Dschamil hat eine Begabung dafür, in 30 Sekunden das Leid von drei Generationen zusammenzufassen. Als wir oben an der Treppe angekommen sind, bin ich erst einmal sprach- und fragenlos und weiss beim Betreten des Hauses nicht mehr, wer jetzt hier im Raum die Tante

und wer die Nichte ist und wer in welcher Katastrophe wen verloren hat.

Bevor ich etwas fragen kann, sitzen wir in einem Wohn- oder eher Schlafzimmer, das warm ist aber kahl. Es ist gerade einmal so gross, dass an drei der Wände ein Bett Platz hat. Ausser dem Weihnachtsbaum, den Betten und dem Fernseher gibt es nur ein einziges kleines Foto, das verloren in der Mitte der Wand hängt. Darauf zu sehen ist die Grossmutter und ihr Mann. Ihr Mann, der es nicht geschafft hat. Der die Flucht aus Karakosch nicht überlebt hat und nach 24 Stunden Fussmarsch zusammengebrochen ist. Die Grossmutter hat es überlebt, obwohl sie in der Überstürzung ausgerutscht ist und sich einen Hüftbruch zugezogen hat.

In meiner Erinnerung ist alles rot, die Kleider, die Bettdecken, die Wände. Ein ungefähr fünfzehnjähriges Mädchen schaut ohne Enthusiasmus irgendeinen Musiccontest.

Heute vier Jahre nach der Flucht, zwei Jahre nach der Befreiung und ein Jahr nach der Rückkehr sitzt die Grossmutter schwach und schweigsam auf ihrem Bett und zwischen Runzeln und tränenden Augen ist so viel Leid zu sehen, dass ich kaum eine Frage zu stellen traue, das heisst, es kommt mir nichts in den Sinn, was man in der Situation fragen kann. Und auch die drei Frauen sagen nichts, fragen nichts.

Nach einer langen Schweigepause lächelt mich die Grossmutter unerwartet an und sagt, ich gleiche ihrer Tochter, also der Mutter von Dschamil. Die anderen Frauen nicken heftig und überhäufen mich mit Komplimenten, die so gar nicht zu meiner müden Verfassung und meiner schmutzigen Reisekleidung

passen wollen. Wie wir wieder aus der Wärme in die Nacht raus schlüpfen, bin ich noch fassungslos von dieser Gastfreundschaft und dass noch dann, wenn die Menschen nichts mehr zu geben haben, sie einen noch mit Komplimenten beschenken.

"Warum hast du eigentlich einen arabischen Namen", frage ich etwas später.

"Unter Saddam Hussein durften wir nicht Assyrisch sprechen. Mein Urgrossvater ist der einzige mit einem assyrischen Namen, den ich kenne. Bahnam. Er hiess Bahnam."

Ein weiterer Namen dieser vielverzweigten Familie, von der es mir nicht gelingen will, einen Überblick zu gewinnen. Auch deshalb, weil die Familienmitglieder oft mehrfach miteinander verwandt sind und eine Person gleichzeitig Onkel und Neffe sein kann. Als ich Dschamil später bitte, einen Stammbaum, einen family tree aufzuzeichnen, malt er einen Weihnachtsbaum mit Kugeln und Schmuck und auf jede der Kerzen schreibt er einen Namen.

Nicht das, was ich erwartet habe, nicht das, was mir geholfen hätte Ordnung zu schaffen. Aber das, was trefflicher als jeder andere Stammbaum den Irak symbolisiert, so, wie ich ihn erlebe: verwirrend, stachelig, undurchsichtig, immer wieder unerwartet und doch irgendwie schön, irgendwie poetisch.

Im Sog der Gewaltlosigkeit

Wir kommen nach einem erschöpfend langen Tag unterwegs bei Dschamil zu Hause an. Ich bin völlig durch. Dschamil ist schon mit seinem Computer im

Sofa versunken und versucht aufzuholen, was er tagsüber meinetwegen nicht erledigen konnte. Er ist ruhelos, etwas treibt ihn um. Er telefoniert lange mit einem Arbeitskollegen. Sie beraten. Der assyrische Bischof hatte soeben in einer aggressiven Rede den Schabaken den Kampf angesagt. Die Beziehung zwischen den hauptsächlich schiitischen Schabaken und den Christen war eskaliert in Folge des parlamentarischen Entschlusses, dass die Schabaken das ursprünglich christliche Gebiet uneingeschränkt besiedeln dürfen. Zuvor hatte es eine Schutzklausel gegeben, die den Minderheiten ein Vorrecht garantierte in den (historisch) von ihnen besiedelten Gebieten. Durch die Arabisierung und Schiitisierung fürchten die Minoritäten um ihre Existenz.

Die Hassreden verbreiten sich insbesondere auf den sozialen Medien wie ein Lauffeuer. Alte und neue Vorurteile und Feindbild werden hochstilisiert. Dschamil kontert, postet, kommentiert, argumentiert, ruft auf zu Gewaltlosigkeit auf allen erdenklichen Seiten von sozialen und anderen Medien.

Dass er sich gegen die Hassreden wehrt, gefällt nicht allen. "Christen wie du sollten besser verrecken", liest er vor. Ein Satz, der Aktivisten und Journalisten auch bei uns treffen kann. Nur dass er hier einen anderen Geschmack hat, den Beigeschmack von 15 Jahren Krieg, dem Hunderttausende Menschen - davon die grosse Mehrheit Zivilisten - zum Opfer gefallen sind. Den Beigeschmack auch, dass keiner wirklich sicher ist, wie lange der so fragile Frieden anhalten wird.

Es ist ein Wortgefecht um Leben und Tod. Es ist der fieberhafte Versuch eine erneute Verfolgung der einen oder anderen Volksgruppe abzuwenden. Es ist ein verbissener Kampf um jedes einzelne Wort, um dadurch einen weiteren

Riss im gesellschaftlichen Geflecht zu verhindern. Dschamil wird kaum ein Auge zu tun. Immer wieder erwache ich, sehe das Licht durch den Türspalt dringen, höre seine Finger wie besessen über die Tastatur rasen.

Es ist der 30. Dezember. Der 12. Jahrestag von Saddam Husseins Hinrichtung. Alleine im Irakkrieg von 2003 habe es 900'000 Tote gegeben, die meisten von ihnen seien Zivilisten gewesen und durch verseuchtes Trinkwasser gestorben, ist bei Andreas Zumach zu lesen, der sich seit Jahren mit dem Schutz der Zivilbevölkerung in Kriegen auseinandersetzt. Wie viel Leid das Land seit der Entmachtung Husseins durchmachen musste. Und wozu? Wofür sind diese Menschen gestorben? Und wie konnte es sein, dass Personen, die Fehlinformationen verbreiten, auf Grund deren ein Land in einen Bürgerkrieg gestürzt wird und zum Nest für Terrorismus mutiert - dass dafür niemand die Verantwortung übernehmen muss? Oder mit den Worten des Terrorismusexperten und Friedensaktivisten Jürgen Todenhöfer: "Sind nicht auch Hintermänner von völkerrechtswidrigen Angriffskriegen Terroristen und Mörder?"

Als Clown im Krieg

Am nächsten Morgen ist Dschamil entspannter. Auf dem Plastikgartentisch in der Küche liegt das assyrische Brot, das wir am Vortag gekauft haben. Es ist frisch aufgebacken, warm, wieder weich und leicht säuerlich. Ich tunke es in einem Spiegelei, das Dschamils Mutter Emamh in einer Untertasse für mich bereitgestellt hat. Sie steht schlank, braunhaarig, gross und noch immer etwas steif von ihrer ein Jahr zurückliegenden Hüftoperation neben dem Gaskochherd und schaut mir aufmerksam zu. Niemand in der Familie ausser Dschamil

spricht Englisch. So besteht unsere Kommunikation hauptsächlich aus Beobachten und Zulächeln.

Es ist noch früh am Morgen, als wir ins Auto steigen. Ich habe mich daran gewöhnt, dass ich nie weiss, was als nächstes ansteht. Unser Programm kommt mir vor wie das Leben der Menschen hier: immer etwas durcheinander geschüttelt und kaum stellt man sich auf eine Lage ein, schlägt es um 180 Grad um.

"Lea, do you want to meet ISIS-family members?"

Zum Glück ist Dschamil in eine Textnachricht vertieft, so dass mir etwas Zeit zum Überlegen bleibt.

"How do you know if they are de-radicalized", frage ich nach einer Weile nach, weil mir doch nicht wirklich behaglich ist bei dem Gedanken, ISIS-Angehörige zu treffen.

"I know."

Draussen ist es kühl, aber freundlich. Der Himmel und die Hügel sind pastellfarben. Wir halten vor einem Gartentor. Dschamil spricht von einem Clown, aber als wir durch die Eingangstür treten, sehe ich einen Pastor, der an einem langen weissen Tisch frühstückt. Er lädt mich zu einem Glas Rotwein ein. Ich trinke keinen Alkohol und dass es morgens um halb acht ist, macht es auch nicht einfacher. Ich sitze mit meinem Rotwein am Tisch, der Pastor verschwindet und kommt bald mit einer ganzen Weinflasche zurück. Ein Ge-

schenk für mich, sagt er und streckt sie mir entgegen. "Self made", betont er.

"Früher besass die Kirche weitläufige Rebenplantagen", erklärt Dschamil. Die jahrzehntealten Pflanzen wurden aber unter ISIS zerstört.

Kurz darauf sitzen wir wieder im Auto. Neben mir ist nun Marco, der Clown aus Italien, der offenbar beim Pastor untergebracht war. Dschamil hat für ihn einige Auftritte in verschiedenen Schulen und Kinderheimen organisiert. Marco hat keine Angst vor Kriegen, vor Bomben oder vor Kriegskindern. Er war in Aleppo noch während laufenden Kriegshandlungen. Er sei, erklärt mir der bunt gekleidete Mitvierziger, mit den Kindern zwischen zwei Angriffen aus dem Schutzraum gerannt und hat mit ihnen Zaubertricks geübt bis zum nächsten Bombenalarm. Und im Gazastreifen habe er in den Spitälern vor Kindern ohne Arme oder Beine gespielt unter der Gefahr, dass ihm jeden Augenblick eines der schwerverletzten Kinder "unter den Augen wegsterben konnte".

Mir gehen die Kinder, denen ISIS Sprengsätze aufband, um sie als Selbstmordattentäter zu missbrauchen, nicht aus dem Kopf. Ich frage ihn, ob er sich nie bedroht fühle beim Arbeiten mit kriegsversehrten Kindern. Er verneint, jedoch der IS selbst habe ihn schon versucht festzunehmen, für sie gelte er als "Magier". Und auch sonst müsse er aufpassen, dass er nicht zwischen die Fronten gerate. "Meine Kleider dürfen auf keinen Fall die Farben einer der Flaggen enthalten". Dies habe er feststellen müssen, als er mit blau-weißen Schuhen im besetzten palästinensischen Gebiet auftreten wollte.

Wir nähern uns einem Waisenheim in Mosul. Das Eingangstor ist durchlö-

chert. Das Gebäude sei hart unter Beschuss gekommen, wobei mehrere Menschen ihr Leben verloren, erklärt der Leiter. Aber das Heim habe während der gesamten ISIS-Besetzung weiterexistieren können, die Löhne seien von ISIS bezahlt worden. Es sei offen für alle Kinder. 'Alle' heisst hier auch die 'ISIS-Kinder', deren Eltern bei der Terrororganisation waren.

Das Heim ist sehr spärlich eingerichtet. Wir betreten eine Aula, in der einige Lehrpersonen Bänke für die Vorstellung aufstellen. Bevor ich mich im Raum umsehen kann, werde ich umringt von einer Gruppe von Mädchen. Sie werfen sich an mich und überhäufen mich mit arabischen und englischen Wörtern. Viele tragen einen fast identischen Pullover und eine wohl im Mehrfachpack gekaufte rosa Haarspange, die sie mir ins Haar zu stecken versuchen. Sie lachen, hüpfen und umarmen mich immer und immer wieder. Ganz grundlos. Und ich schäme mich für mein Misstrauen, meine Befangenheit und mein Zögern, meine Herzlichkeit mit wildfremden Kindern zu teilen. Kinder, die unter ISIS oder unter Al-Qaida geboren wurden. Kinder, vor deren Vergangenheit und Zukunft mir graut. Kinder, von deren Eltern ich nur ahnen kann, zu welchen Taten sie fähig waren und unter welchen Umständen sie umkamen.

Doch schon geht es los. Marco steht ganz vorne im Raum mit seiner grossen roten Nase und seinem bunten Koffer. Er hat sie sofort, die Aufmerksamkeit der Kinder, die hungrig nach Abwechslung und Spiel sind. Sie sind gebannt von seinem einfachen Spiel, beeindruckt, überrascht. Sie fallen reihenweise durcheinander beim Versuch eine Handpuppe zu berühren, sind bald ausser Rand und Band und kreischen immer wieder vor Vergnügen. Nicht nur sie, die Erwachsenen auch. Es ist in ihren lachenden Gesichtern abzulesen, wir

sehr sie sich freuen, ihre Schützlinge in diesem Zustand der Euphorie zu sehen.

Ein Moment der Entspannung, ein Moment des Vergessens, ein Moment des Seins. Marco wird mir später erzählen, dass es immer wieder vorkomme, dass vom Krieg traumatisierte Kinder, die seit Jahren die Sprache verloren hatten, in der Interaktion mit dem Clown die Sprache wiederfinden. "Ich erlebe immer wieder solche Wunder", ergänzt er, "das macht alles andere Wert."

Ich schaue den Betreuerinnen und Betreuern zu, wie sie mit ungehemmtem herzlichem Lachen den Tricks von Pepo folgen. Auch sie gelten als ISIS-Anhänger wie alle, die nicht aus der Stadt geflohen sind. Sie leben heute gefährlich - sie, die sich dafür entschieden haben, für elternlose Kinder in der Stadt zu bleiben, sich um sie zu kümmern, auch dann, wenn dies bedeutet, unter ISIS leben zu müssen. Ein weiterer Fall, bei dem es unmöglich scheint, eine Grenzlinie zu ziehen zwischen richtigen und falschen Entscheidungen.

Sprachlos in West Mosul

Wir fahren durch Mosul in einem Auto, das unruhig hin und her schaukelt.

"Don't worry, It is just a problem with the wheel axle."

Ich finde das nicht beruhigend. Aber ich habe keine Zeit länger darüber nachzudenken. Unser Fahrer beginnt gerade zu erzählen, wie er unter ISIS drei Mal festgenommen wurde, wie sie mehrmals seine Exekution simulierten und wie er ausgepeitscht wurde, mit etwas, was Dschamil mit Kabel übersetzt, 14

Stunden lang. Er muss um die 25 Jahre alt sein, hat dunkle ausdrucksstarke Augen, eine hohe Stirn und klare Gesichtskonturen. Er könnte Filmschauspieler sein, Zahnpastamodell oder Versicherungsverkäufer, denke ich, als er mit uns um eine zerschossene Leitplanke kurvt.

Die Oberfläche der Menschen hier ist im völligen Widerspruch mit den Abgründen in ihrem Innern. Zu Hunderttausenden liessen sich die Männer bei der ersten Gelegenheit ihren Bart abrasieren, die Brauen zupfen und ihre Haare frisieren, um sich der ISIS-Herrschaft zu entledigen, um zur Normalität und zu einer eigenen Identität zurückzufinden. Das Grauen aber lässt sich nicht abstreifen. Es lauert auf, bleibt angehaftet, lässt sich nur für einen Moment in eine Ecke drängen und nimmt kurz später wieder den ganzen Innenraum ein. Der Mensch wird zu einer vom Krieg erfüllten, vom Krieg besessenen Hülle. Mich schaudert.

Ein düsterer Einstieg in eine düstere Fahrt.

"Are you ready for the right side?" Dschamil spricht von der rechten Seite von Mosul, dem Stadtteil, der am längsten unter ISIS-Kontrolle war und am längsten von der Koalition bombardiert wurde. Noch vor eineinhalb Jahren war das Gebiet von ISIS besetzt gewesen. Die schockierenden Bilder und brutalen Geschichten waren während Monaten in den Medien zirkuliert. Mir graut vor diesem Moment, in dem ich dieser Realität aus nächster Nähe begegne. Ich weiss nicht, ob man sich irgendwie darauf vorbereiten kann, ob man für den Anblick überhaupt einmal "ready" sein kann.

Wir fahren vorbei am Gebäude, das auf YouTube dafür bekannt wurde, dass

von hier Menschen zu Tode gestürzt wurden und dann über eine der fünf Brücken, die über den Tigris nach West Mosul führen und die allesamt zerstört wurden. Noch heute sieht sie sehr behelfsmässig zusammen gebastelt aus.

Um hierher zu kommen, braucht man eine Bewilligung oder Freunde. Wie ich schon bemerkt habe, ist Dschamil meist mit der zweiten Strategie unterwegs. Sein Netz überspannt alle ethnischen und religiösen Gräben. Unser auserlesener Fahrer kennt hier jeden Stein. Das Haus seiner Schwester sei während der "Befreiungsaktion" der von den USA geführten Militärkoalition bombardiert worden, wobei sie und ihre fünf Kinder umkamen. Er zeigt uns ein hochaufgelöstes Video in dem gestochen scharf er selbst zu sehen ist, die Trümmer eines Hauses und ein Mann bei der Bergung eines Kindes.

Es regnet. Alles um uns ist braun und grau. Die Einschlaglöcher auf der Strasse, die sich zu häuserlangen Seen verwandelt haben, sind so tief, dass wir manchmal Minuten brauchen, um nur wenige Meter zurückzulegen. Ich erwarte jeden Augenblick, dass das Wasser von den Seiten durch die Autotüren dringt. Dschamil ist etwas angespannter und konzentrierte als sonst. Und ich überlege mir, ob das das Gesicht ist, das er macht, wenn er Minen entschärft.

"If anybody says anything at anytime", "dann sage ich, dass ich im Namen meiner Kirche hier bin", ergänze ich seinen Satz, den er mir eingebläut hat und von dem ich keine Ahnung habe, was er wirklich taugt. Gerade hier braucht es schon ziemlich viel Fantasie, eine Verbindung zu schaffen zwischen meiner evangelischen Kirche und der Altstadt von Mosul.

Ich stelle mir vor, als Spionin in einem irakischen Gefängnis zu landen. Mir ist

unwohl. In welchem Moment hatte ich mich für das hier entschieden? Ich weiss es nicht.

Die Sanduhr rinnt

Durch die Regentropfen an den Fenstern erkenne ich das erschütternde Ausmass der Zerstörung, das einem jede Sprache raubt. 90% von West Mosul liegt in Ruinen. Es ist mein erstes Mal, dass ich dem Krieg zeitlich so nahe bin, so ausgesetzt bin.

Noch im Sommer, hatte ich in verschiedenen Reportagen gelesen, hätten überall Leichen rumgelegen. Der Zivildienst hole nur die Leichen raus, deren Angehörigen sich bei ihm melden. Die Angehörigen von ISIS-Kämpfern melden sich nicht - aus Angst, dass sie festgenommen werden.

Ich denke an das Rote Kreuz und den Grundsatz laut Genfer Konvention, dass alle Kriegsbeteiligten Anrecht auf medizinische Versorgung und dass die Toten mit Respekt zu behandeln seien. Ich denke an die Angehörigen, die nichts über ihre Verbliebenen wissen, die drei Mal die Woche bei der Vermisstenstelle stundenlang anstehen und auf Antwort waren und deren Schmerz genau so gross ist wie derjenige der Familien, die auf der anderen Seite gekämpft haben. Und daran, wie schlimm, wie lebensprägend es für ein Kind ist, einen Elternteil zu verlieren, egal wer dieser war und wofür er gekämpft hat. Der Tod des Angehörigen und das durch den Tod verursachte eigene Leid in Form von Armut, Unterdrückung und Ausgeschlossenheit generieren explosive Rachegefühle.

Potentielle ISIS-Angehörige werden heute mit Razzien verfolgt. Die Regierung muss beweisen, dass sie das Land wieder im Griff hat und dass sämtliche Gebiete unter Kontrolle sind. In irrsinnigen öffentlichen Reality-TV Prozessen werden mutmassliche Täter verurteilt, erniedrigt und eine Hinrichtung nach ISIS-Manier inszeniert, alles vor laufender Kamera. So beschreibt es jedenfalls ein [Guardian-Reporter](#), der zu den Fragen der Transitional Justice, also der Aufarbeitung der im Krieg begangenen Verbrechen, im Irak recherchiert und entsprechende Prozesse besucht hat. Die Denunzierung grassiert, die Anzahl fälschlicherweise verhafteter und hingerichteter Opfer wächst rasant. Irgendwie kommt einem das bekannt vor. Genau so hatte man versucht Al-Qaida zu vernichten und genau so, hatte man ISIS herangezüchtet, durch das Kultivieren von Rache und Hass.

"Natürlich mussten sie zurückkommen, Al-Qaida, man hatte buchstäblich alle ihre Väter getötet", wird in derselben Reportage eine CIA-Agentin zitiert.

Würde man aus der Geschichte lernen?

Ich fühle, wie die Sanduhr rinnt.

Die Betontrümmer, in die ich eingetaucht bin und die man sich kaum schlimmer vorstellen kann, sind nur die Oberfläche. Sie sind die Eisbergspitze, die Versinnbildlichung einer Gesellschaft, die im Grund und Boden zerstört wurde, deren Nährboden entzogen, deren Wurzelwerk ausgerissen wurde. Und wie die Minen in der zerbombten Altstadt ist die Gesellschaft durchdrungen von wandelnden Zeitbomben mit dem Unterschied, dass sich diese - im Gegensatz zu den Landminen - vermehren.

Und wenn man sieht, wie lange es dauert, um die physischen Wunden, die zerstörte Infrastruktur wiederherzustellen, dann vergeht einem jeder Optimismus, dass die darunterliegenden Schäden jemals überwunden werden können.

Es handle sich um die [heftigsten Stadtkämpfe seit dem zweiten Weltkrieg](#), beschreibt ein amerikanischer Militär die 'Befreiungsoperation'. In jedem Gegenstand, in jeder Form ist die Gewalt eingraviert: Die Überreste der Häuser stehen schief und zusammengedrückt. Sie drohen jeden Moment einzuknicken. Die Wände wurden ihnen entrissen, ihre Innenräume entblösst, die Armierungseisen wie von Riesenhand zusammengewürgt, ausgerissen oder irgendwo wie Zahnstocher eingerammt. Ganze Häuser sind ausgebrannt. Es ist eine bis aufs Mark erschütterte, verstümmelte Stadt.

Mich überkommt einen Moment lang das Gefühl - oder der Wunsch - das hier sei alles nur eine Kulisse aus einem Film, eine Art Universal Studios. Noch wenn man es mit eigenen Augen sieht, ist es unvorstellbar, wie eine echte Stadt zu dem werden kann, was man hier vor sich hat. Eine Stadt in Schutt und Asche, wie man sagt, nur dass ich zum ersten Mal verstehe, was dieser Begriff wirklich bedeutet. Ein Begriff, den ich zuvor vielleicht zu leicht verwendet und zu schnell gelesen hatte. Mosul liegt vor mir wie eine Müllhalde der Menschheit und ihren grotesken Fantasien sich selbst zu vernichten.

Der Regen hat aufgehört. Es ist windstill und reglos. Ein Leben hier ist unvorstellbar. Eine gefallene Stadt, die den letzten Atem ausgehaucht hat. An Menschen gar nicht zu denken. Aber sie sind da, sitzen vor dem einen oder anderen Loch, haben in irgendwelchen Einbuchtungen zwei, drei Lebensmittel-

tel aufgestellt, eine Tomate, zwei Gurken, ein Ei. Etwas weiter ein Laden mit Kleidern. Eigentlich hängt da nur ein Bikini oder ein BH und ein Höschen, beides in schreiendem Gelb zwischen diesen grau-braunen vom Einsturz bedrohten Fassaden. Darunter drei Paar bunte Kindergummistiefel. Vor uns klettern Kinder bei winterlichen Temperaturen durch Regen, Schlamm und Trümmer einzig mit Flipflops, leichten Hosen und Pullover bekleidet.

Im Herzen des Kalifats

Plötzlich stehe ich vor ihm. Vor dem Trümmerhaufen, der durch alle Medien ging. Er ist höher als in der Vorstellung und besteht aus Brocken in allen Zerstörungsstufen, von halben Säulen bis feinstem Sandstaub.

Es ist die Al-Nuri Moschee, von wo Abu Bakr al-Baghdadi 2014 das 'Kalifat' verkündete.

Sie wurde vermutlich von ISIS selbst zerstört, um den Gegnern die Genugtuung zu rauben, diesen für ISIS so bedeutsamen Ort zu erobern.

850 Jahre alt sollen die ältesten Teile der Moschee gewesen sein. Noch als Geröllhaufen ist sie beeindruckend.

Vor dem Eingang hängt ein Tuch mit dem ironisch wirkenden Schriftzug mit Schreibfehler "Welcom to the Distinguished guests" und daneben das "Vorsicht Minen"-Schild. Ich fotografiere den haushohen Trümmerhaufen und den Stummel, der vom Minarett übriggeblieben ist und heute verloren aus der Betonwüste ragt. Die Moschee hatte als eine der bekanntesten gegolten und das

45 Meter hohe Minarett, das seit Jahrzehnten schon schief wie der Turm von Pisa ausgeharrt hatte, symbolisierte die Allmächtigkeit Gottes und war auf der 10'000 Dinar Note abgedruckt. Sein ausgeprägter Knick soll daher kommen, dass es sich vor dem vorbeigehenden Propheten Mohammed verneigte, als dieser zum Himmel empor stieg. Fragt man jedoch die Christen, erklären sie die Form damit, dass das Minarett sich vor dem Grab der heiligen Maria verbeuge, das in der Nähe von Erbil liegen soll.

Als ISIS die Moschee bereits 2014 zerstören wollte, hatten sich die Einwohner der Stadt mit einem Menschenring um die heilige Stätte gegen die Sprengung gewehrt. Dieser höchst riskante unbewaffnete zivile Widerstand hatte nur wenige Wochen nach der Besetzung von Mosul stattgefunden, also nach dem Moment als Zehntausende bewaffnete Soldaten und Polizisten vor dem ISIS geflohen waren. Die Zivilcourage zeigte Wirkung. Tatsächlich liess ISIS von der Sprengung ab.

Plötzlich tauchen bewaffnete Männer in Uniform auf und kommen drohend auf uns zu. Sie geben unmissverständlich zu verstehen, dass die Moschee nicht fotografiert werden dürfe. Dschamil erklärt etwas, beschwichtigt, verhandelt und erzählt die Geschichte mit der Reise, die ich im Namen meiner Kirche unternehme. Ich stehe daneben und nicke, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich möchte, dass diese sunnitischen Milizionäre wissen, dass ich Christin bin.

Sie lassen sich überreden, ich kann meine Kamera behalten. Sie bestehen aber darauf, dass ich - erst recht als Christin - die heilige Moschee nicht mehr fotografiere. Anstelle dessen soll ich doch bitte die Kirche fotografieren. Plötzlich ist das Argument Militärzone und Ausländerin nicht mehr so relevant. Die

Grauzonen zwischen absolutem Gehorsam und Freiraum für individuelle Entscheidungen ist für mich immer wieder kaum abzutasten. In fragilen Gebieten liegen Frieden und Konflikt direkt nebeneinander, teilweise aufeinander. Man ist nie sicher, ob man mehr auf der einen oder mehr auf der anderen Seite geht. Wann das Zünglein in welche Richtung kippt, wirkt zuweilen völlig willkürlich.

So fahren wir mit erhöhtem Puls weiter. Richtung Kirche. Ich bin einigermassen erstaunt, dass es hier in diesem fast ausschliesslich sunnitischen Stadtteil tatsächlich eine Kirche gibt - oder gab. Auch sie ist innen völlig zerstört. Dies sehe ich aber erst in den Drohnenaufnahmen, die ich später im Internet finde. Vor Ort ist nur noch eine Aussenwand zu erkennen mit einem verstaubten Schriftzug, der vor jeder Annäherung warnt, da hier noch nichts geräumt wurde. "Wer hätte es auch räumen sollen, die Christen wagen sich immer noch nicht zurück und werden vielleicht auch nie wiederkommen", seufzt Dschamil.

Wir kriechen noch eine Weile weiter zwischen den eingesackten Mauern und ausgebombten Fenstern. Es wird monoton. Jede Strasse gleicht der vorherigen. Jede Besonderheit und jede Eigenart wurden ausradiert. Alles wurde gleich gemacht. Es ist nicht so sehr das Verschwinden, das einen erschüttert, es ist diese Gleichmachung, diese Formlosigkeit, diese Gesichtslosigkeit, diese Identitätslosigkeit, die diesem Ort jede Form von Belebtheit raubt und sie in eine Geisterstadt verwandelt.

Der Santa von Mosul

Hier irgendwo muss der Santa gestanden haben, als er fotografiert wurde. Der

sunnitische Santa, den ich kurze Zeit später treffen werde. Irgendwo hier vor diesem grauen Einheitsbrei. Er fährt im knallroten Santa Kostüm als einziger roter Punkt durch die Trümmer von West Mosul, um den Christen symbolisch zu vermitteln, dass sie wieder willkommen seien in dieser, auch ihrer Stadt. "We are back, peace is back, we want the Christians back."

So fasst Bendar die Botschaft seiner Inszenierung zusammen. Bendar, der Aktivist anfangs 20, der unter ISIS in West Mosul lebte und seinen Nachkriegsalltag so beschreibt: Am Morgen Leichen räumen, am Nachmittag Univorlesung.

Als ISIS 2014 die Stadt einnahm, stellten sie den Christen ein [Ultimatum](#): Entweder sie konvertieren zum Islam oder verlassen die Stadt binnen weniger Tage. Ansonsten erwarte sie die Hinrichtung durch das Schwert. Laut Dschamil waren in den Jahren unter Al-Qaida bereits 53'000 Christen aus der Stadt geflohen. ISIS' Ankündigung führte nun zum Massenexodus der letzten noch verbliebenen 7000 Christen. Die Extremisten hätten somit auch zur Schliessung von 12'000 Geschäften geführt, so ein christlicher Abgeordneter im irakischen Parlament. Bisher seien erst zwei christliche Familien nach Mosul zurückgekehrt.

"Plötzlich mussten meine Freunde die Stadt verlassen, bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich gar nicht gewusst, dass sie Christen waren", sagt einer der jungen Mosuler, mit denen ich mich später unterhalten werde.

Die Doktrin des ISIS führte zum Ende von 1800 Jahren kontinuierlicher Präsenz des Christentums in der Stadt.

Das Santa-Foto erfasst den aufrüttelnden Kontrast zwischen einer durch Mark und Bein gehende Zerstörung und dem nicht zu bremsenden Mut der Friedensaktivisten, die sich immer wieder aufraffen und ohne jeden ersichtlichen Grund daran glauben, dass es eine Zukunft gibt für dieses Land.

Wie graben sich die Menschen aus dieser erschlagenden Trümmerlandschaft, deren Anblick einem jeden positiven Gedanken raubt? Wie kann man von hier aus den Anschluss wiederfinden ans Leben?

Ich möchte mit den Menschen reden, aber mir fehlt der Mut, Ihnen in die Augen zu schauen. Diese Augen, die die tiefsten Abgründe gesehen haben. Und mir fehlen die Worte für das, was hier passierte und passiert. Als Aussenstehende, Bevorteilte mich ihrem Elend annähern. Ihnen in ihrer Trostlosigkeit, in ihrem Schmerz zuzuschauen. Auf der Suche nach einem möglichst schrecklichen Schicksal, mit einem Höhepunkt und einem Tiefpunkt und einem dramatischen Bogen, um daraus eine möglichst ergreifende Geschichte zu schreiben.

Anteilnahme und Würde sind hier kaum zusammenzubringen.

Wir fahren weiter.

Eine Begegnung mit ISIS

Wir sind zurück auf der linken Seite des Tigris, dem Fluss, der zusammen mit dem Euphrat der Region ihren Namen Zweistromland gegeben hatte, Meso-

potamien. Noch heute klingt das Wort geheimnisvoll und geschichtenumwoben. Diese Weltregion brachte eine Hochkultur der Menschheit hervor und wird als Krippe der Zivilisation bezeichnet. Sein Jahrtausendealtes kulturelles Erbe ist einzigartig und heute zu grossen Teilen in europäischen Museen zu bestaunen. Einige Wochen später werde ich vor einem der übergrossen beflügelten Löwen des assyrischen Reichs im Britischen Museum stehen. Die Iraker selbst kennen ihr eigenes Kulturgut zu grossen Teilen nur aus Schulbüchern. Auch das ist Teil der Geschichte dieses Landes, das heute Irak heisst, ein Land voller Brüche, Blütezeiten und Beraubungen.

Wir betreten ein mehrstöckiges intakt scheinendes Gebäude unweit der Universität. Das Treppenhaus ist im Rohumbau, es liegen Betonbrocken im Weg, auf alte Mauerreste werden neue Backsteine gepflastert und an den Wänden Löcher ausgebessert. Die Luft ist staubig und riecht nach frischer Farbe. Die letzten Stufen sind bunt bemalt, mit Namen von Schriftstellern verziert und an der Treppenwand ist eine Reihe von ebenso farbigen Büchern aufgemalt. Durch eine Glastür betreten wir das Buchforum, ein Ort zum Lesen, Tee trinken und austauschen. Und tatsächlich gibt es hier wieder Bücher.

Ich brauche eine Weile, bis ich merke, dass die Personen, mit denen wir sprechen, nicht diejenigen sind, die wir ursprünglich geplant hatten zu treffen. Ich führe gerade zum ersten Mal ein Gespräch mit Menschen, die unter ISIS gelebt haben und trotz allen Vorbereitungen fühle ich mich völlig unvorbereitet auf diesen Moment.

Aus der Distanz stellt man sich gerne zwei Gegner vor: auf der einen Seite die 'Terroristen' und auf der anderen diejenigen, die den Terrorismus bekämpfen.

Ungleich einem Krieg zwischen zwei ethnischen, religiösen oder nationalen Gruppen, spricht man Terroristen (im Allgemeinen) jedes Recht ab, eine Kriegs- oder Verhandlungspartei zu sein. Sie sind der Inbegriff des Bösen. Die einen beschützen die Menschen und die anderen terrorisieren sie. Jeder Kontakt mit ihnen ist eine Art Verbündung, ja Gutheissung des Terrors. Aus der Nähe jedoch sind die Trennlinien plötzlich verschwommen. Wer gehörte dazu, wer nicht? Wer muss hier vor wem geschützt werden? Und natürlich wo ist das Ei und wo das Huhn? Von hier aus lässt sich der 'Islamische Staat' unangenehmerweise kaum noch abgrenzen. Man hat es nicht mehr so sehr mit einem Gegenstand oder einer Organisation zu tun. Vielmehr wird der 'Terrorismus' zu einem Phänomen, einem Prozess, einer Dynamik - kaum fassbar und konturlos. Noch irrationaler wirkt von hier aus die Strategie, eine Ideologie durch Waffen besiegen zu wollen. Im Gegenteil trägt die Waffengewalt unweigerlich zur Bestätigung und Überzeugungskraft der ISIS-Argumente bei. "Jedes durch westliche Bomben ermordete Kind bringt mindestens zehn neue Terroristen hervor", ist in Todenhöfers *Inside ISIS* zu lesen. "Zu Zeiten Bin Ladens gab es allenfalls 1000 internationale Terroristen, heute (2015) dürften es 100'000 sein."

Wer oder was ist Terror, wie entsteht er, wo beginnt er, wer hat ihn verursacht und wer hat die Deutungshoheit ihn zu definieren? Und was passiert, was verändert sich, wenn man nicht mehr vom 'Gegner' sondern vom 'Terroristen' spricht?

Alleine in der Ninive-Ebene haben rund eineinhalb Millionen Menschen unter ISIS gelebt. In den IDP-Camps sind (Ende 2018) laut den regionalen NGOs über 100'000 der 300'000 Bewohner ISIS-Angehörige. Massenhaft

Menschen, denen man - als mutmassliche Terroristen - das Recht auf Existenz abgesprochen hat. Sie hatten ihre ID gegen eine ISIS-ID austauschen müssen und eine neue wird ihnen nun vom Irakischen Staat verwehrt. Ebenfalls verwehrt bleibt ihnen somit das Recht auf Sterbeurkunde und Geburtsurkunde, um zum Beispiel eine Hinterbliebenenrente zu erhalten. Ohne ID haben sie keinen Zugang zur Bildung, zur freien Bewegung, zu Spitälern, zu sozialen Leistungen, zu Jobs und in den meisten Fällen auch nicht zu internationalen Unterstützungsgeldern.

Als 'mutmassliche Terroristen' werden nicht nur diejenigen bezeichnet, die unter ISIS gelebt haben, sondern auch deren sämtliche Verwandte. Auch wenn es sich um eine entfernte Verwandtschaft handelt. Das Prinzip der Kollektivstrafe wird angewendet. Während die meisten Hauptverantwortlichen für die Terrorakte - so die Sicht diverser Gesprächspartner - über alle Berge sind oder sich frei gekauft haben, wurden die 'ISIS-Families' zum schematischen Feindbild stilisiert, verantwortlich für alles Übel im Land.

Nun sitze ich ihnen gegenüber. Vor mir sind junge Menschen zwischen 20 und 30. Sie sind mir so ähnlich, dass sich die Frage nicht vermeiden lässt, was aus mir geworden wäre, wenn ich hier gelebt hätte. Sie gehören alle zu den Überlebenden oder den Tätern und Mitverursachern je nach Blickwinkel. Der Graubereich ist immens und dicht wie Nebel.

"Dschamil - I don't know how to start this conversation", sage ich nach einer Weile.

"Don't worry." Er eröffnet das Gespräch selbst in ernstem Ton. In seiner ruhi-

gen auf sein Gegenüber konzentrierten Art. Mit einer Sicherheit, die davon zeugt, dass er Hunderte von Gesprächen mit ISIS-Mitgliedern und ISIS-Opfern und allen, die irgendwo dazwischen liegen, geführt hat.

Ich brauche einen Moment, um zu verstehen, dass wenn sie von 'Elementen' sprechen, sie die ISIS-Kämpfer meinen, dass 'die Organisation' für 'ISIS' steht und 'black days' für ISIS-Besetzung. Aber meistens reden sie Arabisch.

Es ist schwer zu sagen, wie sie dahin gekommen sind, wo sie heute sind. Wer wann von wem wie oft verhaftet und gefoltert wurde, wer wann wen an wen verraten hatte, wer von wem provoziert wurde. Es würde viel, viel, viel mehr Zeit brauchen, um aus diesen Sätzen, Lebenslinien abzuleiten und so etwas wie einen Grad der Mitschuldigkeit zu definieren. Und es stellt sich auch die Frage, ob eine Person, die sich von einer menschenverachtenden Ideologie zu einer Friedensideologie wandelt für seine Vergangenheit zu bestrafen oder für die Gegenwart und die errungene Transformation zu belohnen ist. Ich verwerfe mein unterbewusstes Raster mit vorgefertigten Personentypen, mit dem ich hier angekommen bin, und mit dem ich dachte, Menschen einteilen zu können in Täter und Opfer, in Kriegsstifter und Friedensstifter. Mir bleibt nur noch zuzuhören, rasterlos.

Lebensdurst

Sie alle vereint, dass sie nicht aufgegeben haben, dass sie sich fürs Vorwärts entschieden haben, dass sie leben wollen. Sie wollen raus, ausbrechen aus den Krallen der Gewalt, der Verletzung der Vergangenheit, der Trostlosigkeit ihrer Perspektiven. Sie sind Kämpfer der Gewaltlosigkeit und sie sind aktiv für eine

Zukunft und für ein lebenswertes Mosul, das sie mitgestalten wollen

Alle sind sich einig, dass der Krieg dazu geführt hat, dass die seit Al-Qaida erstickte Zivilgesellschaft wiederbelebt wurde. Der soziale Zusammenhalt sei gestiegen. Auch Frauen und ihre Rechte und Anliegen seien heute präsenter und sie hätten mehr Möglichkeiten und Freiheiten. Und die Einwohner seien weniger extrem religiös seit ISIS, seit sie mit eigenen Augen gesehen haben, wohin der Fanatismus führen kann.

"War as an opportunity", hatte das ein Leiter einer Friedens-NGO in der Nive-Ebene genannt. "The opportunity to rethink and rebuild their own identity, their way of thinking and living." 90% der Iraker hätten nicht einmal gewusst, dass Jesiden in ihrem Land lebten. Durch eine starke Propaganda waren die Menschen eingeschlafert, in einer Art "mental prison". Heute seien die Minoritäten wieder viel stärker im Bewusstsein, sagt der Mann, der selbst vor der Christenverfolgung in Bagdad fliehen musste, nachdem er drei Morddrohungen erhalten hatte, auf der "schwarzen Liste" der Moschee gelandet war, seine beiden Nachbarn umgebracht und seine Arbeitskollegen aus dem gemeinsam geführten Kinderheim entführt worden waren.

Die jungen Frauen und Männer vor mir zählen mit Elan, ja mit Hast ihre eigenen Aktivitäten auf. Ihre Schilderungen sind geprägt von dieser Dringlichkeit, die nicht nur dringend, sondern alles durchdringend ist. Wie Ertrinkende krallen sie sich an diese Projekte wie an eine Rettungsboje. Wie klein sie auch sein mögen in den Fluten der Zerstörung, in der sie operieren, in den Strudeln der Aussichtslosigkeit, die gerade junge Menschen zu verschlingen drohen. In diesem Moment sind ihre Projekte überlebenswichtig, das Einzige, was noch

Hoffnung vermittelt, das Einzige, was noch in irgendeiner Form Lebenssinn generieren kann.

Die einen haben Freiwilligengruppen gebildet, um Spitäler, Schulen, Heiligenstätten von Minen zu räumen. Andere organisieren Rettungsteams, die Betroffenen beim Wiederaufbau ihrer Häuser helfen. Noch andere holen Leichen aus den Trümmern - darunter viele ISIS-Kämpfer, die von den offiziellen Räumdiensten nicht geborgen werden. Sie engagieren sich für die "Rettung" der Bibliothek - indem sie Seitenüberreste aus der Asche klauben und Bücherspenden organisieren. Sie organisieren Anlaufstellen für Opfer sexueller Gewalt. Sie stellen ein kulturelles Friedensfestival auf die Beine, bei dem sämtliche ethnische Gruppen ihre Tänze, Trachten, Lebensformen, Kunsthandwerk und Sprachen präsentieren. Sie lancieren Kampagnen unter dem Titel "I love Mosul" oder "Make it beautiful". Sie führen ein Jugendfestival durch - das erste seit 2003. Sie bauen einen Peace Journey auf - ein interethnisches Austauschprogramm. Sie haben ein Bloggerteam ins Leben gerufen, das die Reden in den Moscheen publiziert und auf potentiell radikalisierende Inhalte hinweist. Und sie kümmern sich um den Aufbau einer Unterkunft für Waisen, von denen die Stadt 24'000 hat - 24'000 Kinder. Und in Zukunft - ja, sie denken an eine Zukunft - wollen sie neue - nichtdiskriminierende Lehrbücher schaffen, ein Institut für Frieden und Sicherheit gründen, Ausbildungen für zivile Friedensförderung aufbauen und Kampagnen - immer wieder neue Kampagnen gegen Hass- und Hetzreden lancieren. Sie wollen der Stadt den Ruf eines Ortes der Lehre und des Wissens und des friedlichen Zusammenlebens zurückgeben.

Die Menge an Projekten, ihr Aktivismus und Engagement, das Leuchten in

ihren Augen, wenn sie davon sprechen haben etwas Unwiderstehliches, etwas Ansteckendes. Es wirkt, als könnte Gewalt zur Motivation für Gewaltlosigkeit werden. Als ich sie danach frage, sind die jungen Menschen vor mir überzeugt und reden aufgeregt durcheinander.

Ich erinnere mich an viele Gespräche in anderen Konfliktgebieten, Ukraine, Israel, Kosovo. Noch diejenigen, die die Gewalt gutheissen, kommen zum Schluss, dass die Mehrheit gewaltlos ist und bleibt. Warum wird Gewalt normalisiert, als normale Reaktion auf Gewalt wahrgenommen, wenn in Wirklichkeit nur ein Bruchteil der Gesellschaft tatsächlich gewalttätig reagiert auf Gewalt?

"ISIS hat mich stärker gemacht", sagt eine der jungen Frauen und viele nicken. "Erst durch ISIS wurde ich zur Friedensaktivistin."

Es ist Aischa. Eine junge Frau, die anderen Frauen bei der Bewältigung ihrer Gewalterfahrungen hilft, der sogenannten "gender-based violence". Aischa, die zuerst schweigsam im Hintergrund sitzt mit ihrem tannengrünen Kopftuch, das ihre grossen schwarzen Augen betont. Sie, die nicht viel Preis gibt, die lächelt und die später sagen wird, sie habe gelernt zu allem zu lächeln, unabhängig davon, was um sie herum geschieht. Eine Maske oder eine Überlebensstrategie? Sie ist keine 22 und lebt in West Mosul, wo sie auch die elf Jahre Al-Qaida, die drei Jahre ISIS und ein Jahr Bombardierung durch die Koalition überlebt hat. Eine militärische Operation, die allein in den letzten 10 Monaten [11'000 Zivilisten](#) das Leben kostete. Noch heute lebt Aischa in den Überresten dieses zerstörten Stadtteils.

Sie und ihre Familie gehören zu denen, die geblieben sind. Aber was bedeutet es, "geblieben zu sein"? Wer sind diejenigen, die geblieben sind? Wie konnte es dazu kommen, dass sie blieben? Wie viel davon war Wille, Bereitschaft, Überzeugung? Wie viel Zwang, Ausweglosigkeit, Angst? Wie viel Täuschung oder Verblendung?

Zu dem Zeitpunkt kann ich mir nur ungefähr ausmalen, was eine Frau in ihrer Situation durchgemacht haben muss. Ich hoffe, dass sie mir später mehr erzählen kann, als diese zwei Sätze, die so viele Fragen aufwerfen.

Mutter sein

Als wir das Buchforum verlassen, kommt Aischa mit uns. Wir spazieren durch das dunkle Mosul. Schweigend, wir verstehen uns kaum, wechseln Worte, versuchen es mit Gesten, lachen. Wir sind weit und breit die einzigen Frauen. Aischa ist davon unbeeindruckt. Sie ist es gewohnt, die Dinge zu tun, für die sie andere verurteilen und sie ist es auch gewohnt, dafür zu bezahlen.

Wir gehen schlendernd durch die Strassen, vorbei an einem Gemüsehändler, dann an einem Waffengeschäft und schliesslich bleibt Aischa stehen vor einem kleinen Schaufenster, wo neben vielem Kleinkram auch zwei drei Bücher herum liegen. Ihre Augen glänzen, wie bei Kindern beim Geschenkeauspacken. "I love books", sagt sie, die Bibliothek im Rücken, wo über eine Million von Büchern von ISIS verbrannt worden waren. "I love books."

"Me too", sage ich. Obwohl meine Art von Freude an Büchern in keiner Art mithalten kann mit ihrer Liebe für dieses gedruckte Wunder, auf das sie drei

Jahre lang verzichten musste und von dem sie nicht wusste, ob sie es je wieder erblicken und mit Händen greifen würde.

Wie normal es ist, Bücher um sich zu haben, immer und überall. Wie viel Zeit man mit ihnen verbringt, wie viel Orientierung sie geben können, Referenzen schaffen, neue Türen und Denkfenster öffnen. Eine Welt ohne Bücher, ich kann es mir nicht vorstellen. Wer wäre ich, wenn ich bis heute kein einziges Buch (ausser dem Koran) gelesen hätte? Wer wäre ich?

Später sitzen wir in einem billigen Restaurant. Aischa hat darauf bestanden, dass wir zur Feier des Neujahrs einen Tee zusammen trinken. Wir treffen hier ihre Mutter und ihre beiden Töchter, die dreijährigen Zwillinge, von denen sie später sagen wird "I hate them. I try not to hate. But it is difficult not to hate my daughters".

Ausgerechnet sie, diese herzliche junge Frau, mit ihrer lebendigen Art und einem zuweilen fast übermütigen Blick.

Die beiden Mädchen haben braune Locken und tragen beide eine rote Nikolaus-Mütze. Sie kommen halb stürmisch und doch etwas schüchtern auf uns zu. Dschamil strahlt, als er sie sieht, nimmt sie in die Arme, drückt sie, knuddelt sie. Sie quietschen vor Vergnügen. Auch in diesem Café ist es kalt und es herrscht Durchzug. Keiner zieht die Jacke aus. Wir sitzen auf Plastikstühlen um Plastiktische unter bleichem Licht. Richtig feierlich wird die Stimmung nicht. Das Gesprächsthema trägt auch nichts dazu bei.

Es sei schwierig, sagt die Mutter. Sehr schwierig. Damit meint sie das Leben

in den Ruinen in West Mosul. Ein Leben ohne Wasser noch Elektrizität, in der Kälte, in der Vereinsamung, im Hunger ohne jede Möglichkeit auf ein Einkommen, insbesondere als Frau.

"Sie habe eine wunderbare Tochter", sage ich, weil ich es so meine und ihr etwas Nettos sagen möchte.

Dschamil neben Aischa sitzend übersetzt die Antwort der Mutter ohne den Gesichtsausdruck zu verändern: "She gives me a lot of pain".

Ich verstehe nicht, was sie meint und möchte auch nicht nachfragen. Stattdessen antworte ich: "Frauen wie Aischa brauche es, damit der Friede dauerhaft bleibe." Dschamil übersetzt es nicht, das Gespräch geht in eine andere Richtung weiter. "Lea, you cannot talk about that here", raunt mir Dschamil später zu. Friedensaktivist zu sein ist lebensgefährlich und wer sich dafür entscheidet, entscheidet sich in den meisten Fällen gegen seine eigene Gemeinschaft und gegen seine eigene Familie, von der 'Frieden' mit Verrat und Kollaboration mit dem Feind gleichgesetzt wird. Frieden auch etwas, womit man kein Geld verdient, das hier überlebenswichtig wäre.

Wir verlassen das Lokal. Draussen ist es regnerisch. Wir gehen einige Schritte, auf der Suche nach einer Mitfahrgelegenheit. Die Kinder sind weiter vorne bei Dschamil. Plötzlich sagt Aischa leise und ohne von der Strasse aufzuschauen: "Lea - you know - I tried to kill them." Ich erschauere innerlich und merke, wie sich mein ganzer Körper mit Hühnerhaut überzieht. "Your children?" Ich schaue sie an, sie schaut nicht zurück, presst die Lippen zusammen.

Ein Wagen hält neben uns, "Habibi Jameel you need a drive?" Die beiden kennen sich vom Bau. "Auf dem Bau hast du auch gearbeitet?" Aischas Familie kann er nicht mitnehmen. Natürlich werden sie einen Wagen finden, beschwichtigen uns die beiden Frauen mit den beiden Mädchen auf dem Arm. Unser Fahrer ist ursprünglich aus Mosul, ist von da geflohen, nach Karakosch. Allerdings versteht er wie die meisten Christen aus Mosul kein Assyrisch und könne sich nur schwer mit der lokalen christlichen Bevölkerung unterhalten. Ich höre zu, wie die nächste Lebensgeschichte auf mich einrasselt, aber gedanklich bin ich bei Aischa.

Er sei Automechaniker. Sein Wagen wirkt eher neu als repariert, Steuerrad, Handbremse und Polster sind noch in Plastik eingepackt. Erst am nächsten Tag wird er uns in einem Café ein Foto zeigen von seinem Vorgängerauto. Es liegt auf dem Dach mit offensichtlichem Totalschaden. "Bad streets", sagt er dazu, ich verdächtige jedoch eher seine Fahrgeschwindigkeit.

Wir fahren durch das dunkle Mosul. Mir ist übel und mein Kopf schmerzt, als wolle er zerbersten. Vor uns erkenne ich einen Wagen mit einem schwarzen Nummernschild und weissen Ziffern und Zeichen, während alle anderen Autokennzeichen schwarz auf weiss sind. Für mich sieht das nach einem ISIS-Nummernschild aus, wie ich es aus Reportagen kenne. Dschamil lacht: "Not everything that looks like ISIS is ISIS". Wie das Kennzeichen-Verzeichnis später bestätigt, handelt es sich um ein Nummernschild von 1961.

Etwas anderes jedoch beunruhige Dschamil. In Mosul sei soeben eine Frau umgebracht worden, vermutlich von einem ISIS-Mitglied. Das habe er von einer geschlossenen Sicherheitsgruppe auf Facebook erfahren. "May be it was for

a political reason, a family issue or just for love." Mehr will er dazu nicht sagen. Ein Überbleibsel des hinter der Stadt liegenden Krieges? Ein Anzeichen eines zukünftigen Konflikts? Oder einfach nur ein 'Alltagsverbrechen'? Krieg und Nicht-Krieg sind schwer auseinanderzuhalten.

Silvester in Mosul

Silvester nähert sich. Die Spannung steigt. Wie werden sich die Menschen entscheiden, feiern oder nicht feiern? Die muslimischen Führer, der schiitische und der sunnitische gemeinsam, hatten in klaren Worten nicht nur das Feiern von Weihnachten, sondern auch von Neujahr offiziell zur Sünde erklärt. Ich konnte mir nur schlecht vorstellen, dass sich die Bevölkerung ihren Führern widersetzen würde. In diesem Land, in dem die religiösen Oberhäupter einen unvergleichlichen Einfluss auf das Denken und Handeln der Bevölkerung hat. Immer wieder in den letzten Tagen hatte ich von den Friedensaktivisten gehört, Frieden sei nur möglich, wenn sie, die religiösen Leaders, zu Gewaltlosigkeit und Versöhnung aufrufen würden. Dafür gibt es jedoch keine Anzeichen. Ich stelle mir den Platz rund um den aufwändig verzierten, glitzernden, 30-Meter hohen, das Christentum symbolisierenden Weihnachtsbaum vor, gross, menschenleer, verlassen, in dieser fast vollständig muslimischen Stadt.

Aber es kommt anders.

Die Stadt in ihrem Trauerkleid, auferstanden aus einer Hölle des Terrors ist heute Abend sichtlich in Feststimmung. Es sind bunte, fröhliche Menschenmassen, die zum Tannenbaum strömen. Sie tummeln sich um die Stände mit Kunsthandwerk und Büchern und erfreuen sich an einem Kulturprogramm,

das die Diversität der Region widerspiegelt.

Sie drängen um das glitzernde Plastikkunstwerk, das 25'000.- USD gekostet haben soll und das ich in jedem anderen Kontext als geschmackslos und künstlich verurteilen würde. Hier aber strahlt der Kunstbaum Echtheit aus, eine echte, alles durchdringende Freude der Menschen, das Leben wiedergefunden zu haben. Und dieses neue Gefühl des Lebens lassen sie sich von niemandem nehmen, nicht einmal von ihren wichtigsten Referenzpersönlichkeiten. Sie wollen raus, sie lechzen nach Freiheit, nach Bewegung, nach Gesellschaft, nach Kultur, nach Entspannung und Abwechslung aus einem tristen Alltag. Sie wollen nach vorne schauen auf das neue Jahr.

Eine Stadt atmet auf, feiert sich, feiert das Überleben, feiert das Leben.

Ich gleite nur vorbei. Ich huste mittlerweile fast ununterbrochen. Mein Fieber ist gnadenlos. Ich kann kaum zwei Wörter aneinanderreihen, die Augen fallen mir immer wieder zu und was vor den Augen vorbeizieht, ist irgendwie unscharf. Noch unangenehmer sind heute die Schlaglöcher, jedes Loch ein Schlag in meinem Kopf. Aus dem Autoradio erklingt 'Imagine' und am Straßenrand kniet ein Mann nieder zum Gebet

Dschamil ist unbeeindruckt von meiner Äusserung, dass ich krank sei und mich ausruhen müsse. Er selbst ist schon lange krank. Das hat er bisher noch nie als ein Hindernis empfunden. Er erzählt und erzählt, von Dörfern, von Menschen von Ethnien. Von den Shabaken, also den Shia-Shabaken, Sunni-Shabaken, Kurden-Shabaken, von den Kakai, den Jesiden, den Bahai, den Mandai, den Turkmenen und Armeniern. Er erzählt weiter wer von wem

wann wo diskriminiert wurde, zwischen wem und wem wann weshalb welche Spannungen waren, aufkommen, abnehmen und welche Gruppe sich wann, weshalb wohin verschoben habe. Es ist ein Ökosystem, in dem er sich bewegt wie ein Fisch, während ich immer mehr den Überblick verliere zwischen Namen, Begriffen, Tatsachen und Wahrnehmungen, den verschiedenen politischen Ären und dem unaufhörlichen Pochen in meinem Kopf.

Nach einer ewig scheinenden Fahrt durch das Schwarz der Nacht und die verwirrenden Zusammenhänge von hundert Jahren Geschichte der Minoritäten auf diesem kleinen Fleck Erde, kommen wir endlich in Karakosch an. Auf dem Kirchenplatz tanzt eine gut gelaunte Menschenmenge einen Kreistanz um den Weihnachtsbaum. Auf der Ausgangsmeile paradiert die 'Dorfjugend' in auffallend kurzen Röcken, Absatzschuhen und sommerlich leichten Blusen, während mich in Wanderschuhen und mit Winterjacke fröstelt. Dschamil strahlt. "I haven't seen so many happy people in this place for years!"

Endlich schaffen wir es zu Dschamils Haus. Die Mutter hat irgendwie eine riesige Torte aufgetrieben, dekoriert mit einem Neujahrswunsch. Daneben liegen für jeden ein Schokoriegel und ein Bonbon. Rund um den Kuchen befestigen sie jetzt hohe, dünne Kerzen, für jeden eine. Es ist auch eine für mich dabei.

Im Nachhinein bin ich nicht ganz unglücklich, dass mich die Krankheit vom Feiern in Mosul abgehalten hat. Es gab zwar keine Terroranschläge, jedoch laut lokalen Medien über 70 Verwundete durch Feuerkörper und 'Freudenschüsse'. Auch diese Ungestümtheit wirkt symptomatisch an diesem Ort, wo so nichts unter Kontrolle ist und noch das Feiern scheinbar wiedererlernt wer-

den muss.

Bedrohung als Bestätigung

Das neue Jahr beginnt für mich unheilvoll. Ich wache auf mit einer Erinnerung an einen Traum, in dem Dschamil und ich in ISIS-Gefangenschaft geraten und gefoltert werden. Erleichtert darüber, dass die Schmerzen vom Fieber kommen müssen, verschlafe ich mit glühendem Kopf den halben Tag. Erst dann fühle ich mich wieder halbwegs im Stande, mich mit diesem widerspenstigen Land auseinanderzusetzen.

Ich durchsuche Dschamils Facebook-Seite, auf der er seine letzten acht Jahre dokumentiert hat. Auf seinem Profilbild sieht man ihn mit geschlossenen Augen und schwarzem Klebeband über dem Mund. Das Foto stammt von 2016, als er eingeladen wurde, ein Gedicht vorzutragen an der Gedenkfeier zum Genozid an den Christen im Irak von 1933. Damals waren [mehrere Tausend Christen](#) von der irakischen Armee niedergemetzelt worden. Kinder und Schwangere seien auf Bajonette gespiesst worden, Menschen mit Militärautos überfahren und die christlichen Heiligenbücher seien gebraucht worden, um Menschen zu verbrennen. Das Massaker war derart schockierend, dass es Mit-Auslöser wurde für die Entwicklung des Begriffs des 'Völkermordes'.

2016, 83 Jahre später - der Irak wurde geschüttelt von einem neuen Kapitel von nicht vorstellbaren Gräueltaten. An der Gedenkfeier klebte sich Dschamil den Mund zu und stand fünf Minuten schweigend und regungslos auf der Bühne.

Sein neuester Beitrag auf Facebook ist ein Gedicht zum Jahreswechsel, in dem er sich verabschiedet von einem Jahr voller Verwundungen, Verlassenheit, Frustration und Verzicht; ein Jahr der enttäuschten Hoffnungen und der existenziellen Nöte; ein Jahr auch des Kampfes für Gewaltlosigkeit - den zahlreichen Anschuldigungen, hasserfüllten Kommentaren und Drohungen zum Trotz. Es wird Zeit für ein neues Jahr, ein Jahr des Zusammenhalts und des Zusammenlebens - ein Jahr ohne Vergangenheit.

Dschamil ist fast permanent online. Dezember sei sein Erfolgsmonat, er habe fünf Millionen Menschen erreicht mit seinen verschiedenen Seiten. Sein Online-Aktivismus schwankt zwischen Friedensaktivismus, Sucht und Therapie. Die Kommunikation, Darstellung und Wahrnehmung der Realität spielen eine entscheidende Rolle in der Schlacht gegen Hass und Polarisierung. Für Iraker sei Facebook das Hauptinformationsmedium, höre ich von vielen Seiten. "Facebook can change the mind of people." Ausserdem lenke es ab und helfe gegen Albträume, antwortete mir Dschamil, als ich ihn auf seine Posts zu allen Tag- und Nachtzeiten ansprach.

Auf der Facebook Seite der Miliz finde ich seinen Namen nur ein einziges Mal. Ich klicke auf die Publikation. Ein langer Text öffnet sich, in dem Dschamil angeklagt wird, die Miliz verraten zu haben, was zu seinem Ausschluss aus der Miliz führte. Die Anklage ist lang und füllt fast eine A4 Seite, auf der Dschamils Schanddaten und Verbrechen gegen die Miliz aufgezählt werden.

Als Dschamil zurück ist, spreche ich ihn darauf an. "It is complicated", sagte er und atmet tief ein. "Der Typ, der die Miliz gegründet hatte, ist ein guter Be-

kannter von mir..." und es folgt eine sehr wirre und einstündige Ausführung, wie es dazu kam, dass Dschamil für die Miliz arbeitete, wie er nach der Befreiung von Karakosch in den administrativen Bereich wechselte und dort, tja, dort sei ihm so einiges aufgefallen. Insbesondere beim Geldfluss. Es stellte sich heraus, dass die Einnahmen aus ganz anderen Quellen kamen, als den offiziell kommunizierten. Ausserdem seien horrende Summen einfach versickert und nie da angekommen, wo sie so dringlich gebraucht worden wären, nämlich an der Front mit ISIS. Denn die Kämpfer, die für die Befreiung von Karakosch ihr Leben aufs Spiel setzten, hätten über Monate keinen oder kaum einen Lohn erhalten. Da es nicht seine Art sei, über Missstände zu schweigen - er könne einfach nicht anders - sei er bald rausgeflogen, mit ebendiesem öffentlichen Schandbrief.

Heute, weniger als zwei Jahre später, lebt er auf dem Gebiet, das immer noch von genau dieser Miliz kontrolliert wird. Die über jede seiner Bewegungen informiert ist und von deren gutem Willen er abhängt bei jeder Passage ihrer Checkpoints. Ich würde sagen, er sei ihr ausgeliefert. Er selbst aber beteuert: "Ich bin ein freier Mensch." Gerade dass er rausgeflogen sei, bezeuge diese Freiheit. Frei zu schreiben, was er sehe, frei zu tun, was ihm richtig erscheine.

Ob es nun die Miliz ist, lokale Parteien, die Regierung oder internationale Organisationen, er klagt sie an ohne Unterschied. Wenn Opfer missbraucht werden, wenn den Bewohnerinnen von Camps Babynahrung nur gegen 'sexuelle Dienstleistung' ausgeteilt wird, wenn die Nahrungsausgabe an das Konvertieren zu einer anderen Religion gebunden wird, wenn Gelder verschwinden. Immer wieder verschwinden Gelder. Er erzählt mir so einige dieser Geschichten.

Natürlich werde er bedroht, immer wieder, von verschiedensten Seiten, sagt er dann so beiläufig, als spreche er von einer versalzenen Suppe.

Ich erinnere mich an die Aussage eines anderen Irakers: "Wenn man sich in den gegebenen Umständen nicht bedroht fühle, weiss man, dass man auf der falschen Seite stehe."

Das Gefühl des Bedrohtseins wird hier zur Selbstbestätigung.

Fragen an den Tod

Wir setzen uns in ein Teehaus. Er sei ein ausgezeichneter Fremdenführer, sage ich zu Dschamil durch den bläulichen Zigarettenrauch hindurch, den die vielen paffenden Männer im Raum produzieren. Dschamil zieht mit mir unermüdlich Tag für Tag Stunde um Stunde von Ort zu Ort, sodass ich in möglichst kurzer Zeit mit möglichst vielen Personen sprechen kann und um mir sein geliebtes Ninive und alle seine Völker und Geschichten näher zu bringen. Stundenlang übersetzt er zwischen den verschiedenen Sprachen hin und her.

"I like doing it", sagt er lächelnd. "At least, most of the time. Not an easy job in this country."

Sein Ausdruck verfinstert sich. Und er erzählt, wie er von einer Gruppe ausländischer Journalisten angefragt worden war, sie in der Region herumzuführen.

"Wir hatten uns aufgeteilt auf zwei Autos. Es war nicht weit von hier. Wir

sind in die eine Strasse eingebogen, hier um die Ecke. Warum ausgerechnet diese Strasse, ich weiss es nicht. Warum die, wenn wir doch eigentlich auch über die andere das Ziel erreicht hätten. Der andere Wagen fuhr voraus. Wir konnten zusehen, wie es geschah. Der Wagen fuhr auf eine Mine. Ich bin hingerannt. Eine französische Journalistin war schwer verletzt. Ich wollte sie zum Spital schleppen. Aber sie starb in meinen Armen. Bevor wir dort ankamen. Sie verblutete einfach in meinen Armen. Ich war bis unter die Nägel, bis auf die Unterwäsche in ihrem Blut getränkt. Und meine Lippen schmeckte nach ihrem letzten Tropfen Blut."

Ich schlucke. Ich schlucke es hinunter dieses Bild von Dschamil mit der blutüberströmten Frau auf den Armen. In der Hoffnung vielleicht, die schrecklich Szene hinterlasse dadurch einen weniger bitteren Geschmack. Ich schaue auf meine Finger. Sie sind blau, das Blut ist aus ihnen gewichen. Ich lege sie um das noch warme Teeglas.

Dschamil selbst taucht noch in der albtraumfüllenden Erinnerung, die ich in ihm hervorgerufen habe. Nach einer Weile sagt er so leise, dass ich es kaum hören kann: "Es gab einfach nichts, was wir für sie tun konnten. Nichts."

"Es tut mir sehr leid", sage ich, erschüttert. "Sehr leid."

Und etwas später: "Wann war das?"

"Am selben Tag, als ISIS die Moschee Al-Nuri sprengte. Natürlich berichtete niemand über den Minenvorfall."

Der Vorfall ist also erst eineinhalb Jahre her. Eines von [304 Minenopfern](#) im Irak 2017. Ich schweife mit meinen Gedanken in die Vergangenheit ab. Ich hatte kurz vor jenem Zeitpunkt zum ersten Mal eine Reise in den Irak geplant und diese dann aber sehr kurzfristig abgesagt.

"I don't know why we took that road."

"Jameel?"

"Yes."

"It is not your fault. I don't think we chose the moment when we die. You were meant to survive. There were so many occasions when you could have died. And you didn't."

"Yes. Many times. But if this is the rule, it is probably easier to accept it once you are dead. As long as you survive you keep asking why."

Auch wenn

Die Nacht ist hereingebrochen. Wir sind unterwegs durch Karakosch.

"Watch out IED here."

Ich stehe wie versteinert still. 'IED' braucht Dschamil für Landminen. Obwohl es nur 10 Sekunden gedauert haben kann, war es genügend Zeit, um mir das Blut in den Adern gefrieren zu lassen. Dschamil lacht. "This was a joke". Eigentlich will ich ihm das übel nehmen. Aber es ist immer schwierig, anderen

Menschen zu sagen, was sich gehört oder nicht gehört in ihrem eigenen Land. Und was Humor ist und was nicht. Ausserdem ist es Dschamil anzusehen, dass es ihm schon selbst leidtut, die Worte ausgesprochen zu haben.

"I scared you! So sorry, Lea, don't worry, I would protect you more than my life", beschwichtigt er mich mit seinem nahöstlichen Charme. Und ich glaube ihm jedes Wort. Aber ich weiss auch, dass nicht alle, die er in seinem Leben schon zu beschützen versucht hat, tatsächlich überlebt haben.

"Es gibt nur noch einen Ort in meinem Dorf, wo nichtexplodiertes Material rumliegt", sagt er, um mich zu beruhigen. Wenn du magst, können wir da hin."

"Nein - danke. Ich bin ganz froh, wenn wir uns von diesen Dingen fernhalten können", sage ich zu Dschamil, der selbst Hunderte von Sprengsätzen ohne jeden Schutz entschärft hat.

"Warum liegen diese Dinge da noch rum? Mehr als zwei Jahre nach der Befreiung der Stadt?"

"Weil keiner das Geld haben will, um die Räumung zu bezahlen und weil keiner mit der Räumung Erfahrung hat und weil ich gesagt habe, dass ich es nicht mehr unbezahlt räumen werde. Ich wurde noch nie bezahlt für meine Räumungsarbeiten. Aber hier geht es um das ehemalige Kommunikationsdepartement. Auf dem Gelände haben sie sich ausgetobt mit ihren explosiven Perversitäten, verdammt gefährliche Sache."

"Das ist das Gebäude."

"Das Kommunikationsdepartement?"

"Nein, das Gebäude, von dem aus ich den ISIS-Sniper gesehen habe. Er stand

mir genau gegenüber auf dem Hausdach da drüben.

"Lass uns reingehen." Ich folge ihm, obwohl mir nicht klar ist, was wir da drinnen wollen. An diesem Ort, an dem Dschamil für einige Hundertstel Sekunden dem Tod ins Auge geblickt hatte, bevor er - durch welchen Schutz auch immer - seinen Krallen um Haarbrette entwich.

Ich folge Dschamil eine Treppe hoch in ein karg eingerichtetes Büro. Wir werden herzlich begrüßt von einem Mann mittleren Alters in einem sauberlich gebügelten Hemd, darunter ein Pullover. Es ist nicht gerade warm hier.

"This is my friend. He has founded the peace radio." Dschamil war offenbar eingeladen worden, im Radio über seinen neuesten Gedichtband zu sprechen.

Der Mitgründer freut sich sichtlich über unseren Besuch und beginnt eine ausführliche Präsentation seiner Programme. Er tut dies auf eine bescheidene Art doch auch mit der uneingeschränkten Überzeugung, dass das Radio - das einzige multi-ethnische Radio der Region - der beste Begegnungsort für die verschiedenen Volksgruppen sei. Der beste Ort auch, um kultur- und konfliktsensitiven Journalismus zu trainieren und darüber auszutauschen, wie der polarisierenden Rhetorik entgegengewirkt werden kann.

Die kaum enden wollende Palette an vergangenen, laufenden und geplanten Projekten passt in keiner Art zu der spartanischen Entourage des Radiosenders. In seinen Beschreibungen zeigt sich eine Mischung aus Kenntnissen der Realität, wie sie nur Zeitzeugen haben und der Vorstellungskraft, dass genau diese Realität auch anders sein könnte, anders werden kann. Auch wenn die irakischen Behörden heute 150 Millionen Dinar verlangen für die Sende genehmigung. Und auch wenn von den ehemals 20 Mitarbeitern nur vier in die

Stadt zurückgekehrt sind. Er zeigt uns ein von ISIS zerfetztes Teamfoto, das er sorgfältig mit mehreren Klebestreifen wieder zusammengeklebt hatte. Er streicht mit seinen kurzen Fingern über die nur halbwegs erfolgreich restaurierten Gesichter, nennt ihre Namen und schweigt dann.

Das Gedicht an die Gewalt

Wir sind schweigend unterwegs durch die Innenstadt von Karakosch. Plötzlich zieht mich Dschamil in eine Lücke zwischen zwei Gebäuden.

"Let's go to my favourite night club. You will be the first woman in this place." Er lacht. Es ist gerade einmal sieben Uhr abends.

Wir betreten einen fast lichterlosen niedrigen Raum. Eine glitzernde Disko- lampe verströmt etwas verstaubte Party-Stimmung und einige rote Glühbirnen machen mich etwas skeptisch.

"What do you mean by 'nightclub'", frage ich Dschamil, auch wenn ich weiss, dass ich nicht viel Wahl habe und ich mich zudem mitschuldig fühle daran, dass er sich mit Alkohol die tragischen Erinnerungen herunterspülen will.

"A nightclub is a public place where you can drink alcohol. I need alcohol. And you will drink with me."

Wir setzen uns an einen Tisch am Ende des Raums am Fenster, durch das nichts zu erkennen ist, da es noch mit Russ beschichtet ist.

Bald kommen einige Freunde von Dschamil dazu. Es gibt Arak und Platten mit Essen werden aufgetragen. Alle reden durcheinander, es ist lärmig, im Hintergrund Stimmen, Geschirr und Gelächter.

"Hier hat Aram zum ersten Mal Alkohol getrunken", Dschamil zeigt lachend auf seinen schiitischen Freund, mit dem wir am Vortag unterwegs gewesen waren. Sie hatten sich an einem Literaturfestival kennengelernt und später gemeinsam das Forum for Arts for Peace gegründet.

Eine Weile später schaut mich einer der jungen Männer quer gegenüber unter seinen dichten Augenbrauen hervor durchdringend an. Erst schweigend, dann grinsend. Er sagt etwas in die Runde, Gelächter bricht aus.

Dschamil übersetzt: "You don't drink alcohol, you don't smoke, you don't wear make up and you are a foreigner - you must be an ISIS-member." Der Witz scheint alle sehr erheitert zu haben, die sich eine weitere Runde Arak ein-schenken.

"Du musst wissen", sagt Dschamil dann leiser, "dass mein Freund selbst bei ISIS war." Ein neuer Sänger tritt auf die Bühne, das Publikum an den Tischen tobt und singt die ersten Linien mit.

Plötzlich ruft Dschamil laut über den Tisch: "Ich habe ein neues Gedicht!" Und er beginnt vorzutragen inmitten der klappernden Teller, gurgelnden Schischas und mit einem orientalischen schnulzigen Sänger im Hintergrund. Mit seiner rauchigen Stimme improvisiert Dschamil voller Inbrunst ein Gedicht über Liebe, Krieg und Verlust. Ein Gedicht, an das er sich später nicht

erinnern wird und von dem auch mir nur Fetzen bleiben und dass es mit den folgenden Zeilen endet:

"Du kannst hassen, du kannst zerstören und du kannst mir alles nehmen, was ich liebe. Aber du kannst mich nicht davon abhalten zu lieben. Der Hunger nahm mir die Kindheit, der Krieg nahm mir die Jugend. Aber ich - ich werde dir alle deine Waffen nehmen und sie umschmelzen in Fingerringe, die Menschen verbinden durch Liebe, über alle Grenzen hinweg."

Das Gedicht geht unter in der fröhlich lauten Umgebung. Ausser mir spricht auch niemand Englisch.

"Dschamil, wie fing das Gedicht noch einmal an? Das mit den Haaren und dem Bombenhagel, den Augen und dem Himmelstor?"

Er lacht. "I don't know. I am a poet and not a writer."

"Also for a poem it would be nice if it could be read in the future."

"When you live in Iraq you don't think about the future. But don't worry, when the future becomes present I will compose another poem. I could compose all day." Er lacht, schenkt sich Arak ein, umarmt seinen Nachbarn stürmisch und zündet - während er mit der linken Hand die vorherige Zigarette fertig raucht - mit der rechten Hand die nächste an.

Unter ISIS war Rauchen verboten gewesen.

Im Rauch der Zeit

"Seit wann rauchst du eigentlich," komme ich auf meine frühere Frage zurück.

Dschamil braucht nicht lange zu überlegen. "Seit der Geschichte mit meinem Bruder", sagt er nun wieder ernster. "Jahre nach der Festnahme unseres Onkels, als Salah den Gewehrstoss an den Kopf gekriegt hatte, ist er plötzlich durchgedreht. Wir hatten keine Ahnung, was mit ihm los war und wie wir ihn wieder zurückholen konnten. Er zerschlug alles, wurde gewalttätig, verkaufte unsere Sachen oder kaufte teure, unnütze Dinge auf meinen Namen. Er hat uns in den Ruin gebracht. Wir hatten Angst um ihn und vor ihm. Er war zu allem fähig. Wir haben alles ausprobiert, muslimisches Rituale, westliche Therapien, Medikamente, Heiler... ohne Ende. Bis uns ein Jeside erklärte, dass es von diesem Kindheitstrauma kommen musste und er verschrieb uns ein Medikament, das wirkte. Es war sehr teuer und wir mussten es heimlich in sein Essen geben. Wenn Salah es doch mitbekam, ist er völlig ausgerastet und schlug um sich und vernichtete das schmerzlich teure Medikament. Aber es wirkte. Jetzt ist er wieder normal - so normal man eben sein kann unter diesen Bedingungen."

Später bei der Rückkehr nach Hause kommen wir am Geschäft seines Bruders vorbei. Es ist noch hell. Der Bruder wirkt aufgestellt. "Über ihn hatten wir gesprochen", frage ich, da mir seine Familie noch wie ein Mosaik vorkommt, von dem mir nur einzelne Kiesel bekannt sind. "Ja, über ihn." Ich schaue in den immer gleich verstaubten Laden mit den aufgetürmten verpackten Esswaren und Haushaltskleinkram und frage mich, ob er heute schon etwas verkauft hat. Ich bin auf dieser Strasse noch nie jemandem anderen begegnet ausser ihm

und Dschamil.

"Nicht einfach, hier ein Geschäft zu führen", sage ich zu Dschamil, als wir uns entfernt haben.

"Wir verdienen keinen einzigen Dinar damit. Ich habe den Laden für meinen Bruder erfunden. Er braucht Beschäftigung, sonst dreht er noch einmal durch."

"Zum Glück haben die zwei anderen Brüder einen Job gefunden, allein wäre es unmöglich, die ganze Familie durchzubringen. Da sind ja noch die Grossmutter und die ehemännerlosen Tanten, die Nichten, Neffen und die Schwester und die Schulden für die Hüftoperation der Mutter und den Wiederaufbau des Hauses. Ungeachtet des Lebensstandards ist das Leben teuer hier. Zum Beispiel: Gas. Absurd, nicht wahr? Ja, Gas ist sehr teuer." Er lacht, nicht verbittert, aber so wie man lacht, wenn man weiss, dass man keine Wahl hat. Ich denke an den Gasheizkörper, den mir die Familie jedes Mal ins Zimmer stellt, bevor ich dieses betrete, um die schlimmste Kälte daraus zu vertreiben.

Mehlsack

"Das war mein Schulweg, als ich klein war." Dschamil zeigt auf eine unscheinbare Strasse. "Und dort drüben habe ich mich jeweils versteckt, wenn ich nicht nach Hause oder nicht in die Schule wollte aus Angst, geschlagen zu werden. Gehänselt wurde ich auch ständig, weil ich keinen Schulranzen hatte."

Wie viele andere war auch Dschamils Familie schwer betroffen vom Embargo

der 90er Jahre. "Das Geld reichte nicht einmal, um das nötige Schulmaterial zu kaufen. So hat mir meine Mutter eine Schultasche aus einem Mehlsack genäht."

Wenig später sitzen wir bei Dschamil zu Hause in Jacken gekleidet vor einem Teller dampfender Kubbat, mit Fleisch gefüllter Teigtaschen. Seine Mutter hat sie für mich in aufwändiger Handarbeit hergestellt.

An diesem Abend erlebe ich Dschamil zum ersten Mal gereizt. Er ist plötzlich so schlechter Laune, dass er kein Wort mit mir sprechen will. Er führt lange Gespräche, sendet hastig eine Nachricht nach der anderen, raucht ununterbrochen und verschmäht sogar den Tee seiner Mutter.

Der Bischof, der schon vor einigen Tagen für das Aufflammen der Spannungen zwischen Christen und Muslimen gesorgt hatte, verkündet nun unverfroren, dass es in der Ninive-Ebene zwei Übel gegeben hätte, erst ISIS und dann "gewisse Menschen, die uns unser Land streitig machen wollen". Gemeint sind die schiitischen Schabaken. Diese fordern daraufhin, dass der Bischof festgenommen werde.

Aber da ist noch etwas anderes, was Dschamil umtreibt. Er zieht sich zurück und will sich zu nichts mehr äussern. Er vergräbt sich hinter seinem Computer. Von Zeit zu Zeit wiederholt er, "I hate them. I hate them." Wenn ich ihn frage wen, ignoriert er mich. Bei einem Blick auf seinen Bildschirm sehe ich, dass er an einem Lebenslauf für Aischa schreibt. Aber es ist kein Wort mehr aus ihm herauszubringen.

Zu welchem Preis

Erst am nächsten Morgen ist er wieder zugänglicher.

Dschamil kommt aus dem Bad oder besser gesagt von dem Ort, wo er sich - mangels Wasserleitung - mit einem Eimer Wasser die Müdigkeit vom Körper gespült hat. Er trägt bereits seine Winterjacke und schrubbelt sein nasses Haar. Aber die schlaflose Nacht sitzt unbarmherzig in seinen Augen.

"If the organization for which I work doesn't protect her I will quit my job", sagt er an den Türrahmen gelehnt.

"Wen beschützen?"

"Aisha."

"What happened to her?"

"We need to go."

Er stürzt mit der einen Hand den übersüßten Tee hinunter, mit der anderen Hand tupft er mit einem letzten Stück Fladenbrot das allmorgendliche Spiegelei auf und schiebt es in den Mund. Bevor ich meinen Bissen hinuntergeschluckt habe, steht er schon draussen unter strömendem Regen und spricht nervös mit dem Fahrer.

Wir fahren Richtung Mosul. Dschamil ist ununterbrochen am Telefon. Das

Team aus Erbil hat Verspätung, irgendwas mit den Checkpoints und Umwegen, die sie fahren müssen. Wir warten an einer Kreuzung. Hinter den Scheiben ist nichts zu erkennen als tristes, schweigsames Grau und eine aufspritzende braune Brühe, wenn Autos aus dem Nichts aufgetaucht an uns vorbei preschen. Dschamil schreibt meinen Namen auf assyrisch auf die angelaufene Scheibe, während er ununterbrochen ins Handy spricht.

Er legt auf. "When will you finally learn my language?"

"Why are you furious."

Er dreht sich vom Beifahrersitz zu mir nach hinten um.

"The regional manager called her 'ISIS-wife' in front of the team. You know what that means for her?"

Ich brauche einen Moment.

"Dschamil, I am confused. Aisha's husband was with ISIS? When you said he got killed under ISIS you meant he was an ISIS-fighter and was killed by the coalition?"

"Yes."

"Warum hast du das nicht so gesagt?"

"Because you cannot fucking say this in this fucking country!"

Ich überlege mir einen kurzen Augenblick, was das für mich bedeutet, was es für die Gespräche bedeutet, die ich mit Aisha geführt hatte, für mein Bild, das ich von ihr habe. Kann ich mir vorstellen, wie sie mit einem ISIS-Kämpfer zusammenlebte? Oder war sie selbst für ISIS aktiv? Oder vielleicht heute immer noch? Für diese Ideologie der absoluten Gewalt? Aisha mit ihrer Herzlichkeit, der warmen Umarmung, den unternehmungslustigen Augen. War ich mit meiner behüteten Schweizer Vergangenheit zu leichtgläubig für die richtige Einschätzung von Menschen in Konfliktgebieten?

Ich erinnere mich an mein Gespräch wenige Tage vorher mit einem christlichen Parlamentsabgeordneten, der die Bemerkung gemacht hatte, dass Sunniten nicht an ISIS zwangsverheiratet werden konnten.

"Lea, he is a nice guy, but don't believe this shit. Aisha was married under Kalashnikov. And you can believe me I met many like her when I worked at the IDP-camp."

Mein Hirn spult die Gräueltaten ab, die zum Alltag der ISIS-Sklavinnen gehörten. Ich denke an die dreijährigen Mädchen mit den braunen Locken und der roten Sanktniklausmütze, aus Krieg und Gewalt gezeugt.

Dschamil holt mich in die Gegenwart zurück. Er ist ausser sich.

"I will kill her."

"Whom?"

"This bitch of a regional manager."

In diesem Moment fällt mir auf, dass er in all unseren stundenlangen Gesprächen, die wir schon über mehrere Monate führen, nie negativ über andere Menschen gesprochen hat. Noch dann nicht, wenn es um die grausamsten Formen der Gewalt ging. Und auch dann nicht, wenn wir von der Zerstörung seines Dorfes und Hauses, dem Anschlag auf ihn oder der Ermordung seiner Familienangehörigen sprachen. Dieses Fluchen will so gar nicht passen zu seiner umgänglichen Art, seiner Art, Menschen unabhängig von ihrer Herkunft und Vergangenheit ins Herz zu schliessen. Und doch ist dieser Ausbruch hier und jetzt Ausdruck seines unerbittlichen Kampfes für den Frieden, für einen anhaltenden Frieden, einen gerechten Frieden, einen ernsthaften Frieden, einen Frieden der gelebten Gewaltlosigkeit, einen Frieden, der alle einschliesst - bedingungslos. Dabei nimmt er es ohne Zögern in Kauf, für seine Friedensvision seine Gesundheit, seine persönlichen Pläne und seine berufliche Karriere zu opfern. Schon oft wurden ihm gut bezahlte Stellen angeboten, die das Leben von Dschamil und seiner Familie um ein Vielfaches einfacher und sicherer machen würden.

Frieden zu welchem Preis?

Wie einfach es ist, die Gewaltlosigkeit aus Distanz zu befürworten. Wie schwierig sie praktisch umzusetzen, sie zu leben in diesem zum Ersticken verstrickten, traumagetränkten Land.

Ringens um die Würde

Ein Wagen hält dicht neben uns. Das Erbil-Team.

Sie setzen sich zu uns. Es wird gelacht, Neuigkeiten werden ausgetauscht und hinter der Fensterscheibe zeigt sich ein Wolkenbruch. Auf einer fussballstadiongrossen Müllhalde tummeln sich einige verwahrloste Kühe. Menschen in Flipflops und durchnässtem Wollpullover beladen einen Esel mit ihren Funden aus dem Abfall. Wir nähern uns dem chaotischen Zentrum von Mosul. Kinder hängen sich an die Seitenspiegel oder die Kotflügel, um uns einen Schokoriegel zu verkaufen oder für ein paar Dinare die Fenster zu putzen. Sie flehen uns an mit ihren Augen, mit ihren Segenswünschen, die sie aneinanderreihen wie ein Vaterunser, was Allah uns alles gewähren wird, wenn wir ihnen nur einen Riegel abkaufen würden. Sie hängen sich an das vom Schmutz bedeckte Auto, noch dann, wenn die Ampel schon längst auf Grün ist und unser Wagen weiterfährt. Und ich denke an Aischa und ihre Angst um die Zukunft ihrer Kinder, die in diesem Land nicht nur arm, sondern auch vogelfrei sind und daran, dass sie Dschamil unter Tränen um Milch für die Mädchen gebeten hatte.

Wir sind im Kulturcafé angekommen, dem ersten seiner Art seit 2003. Das Café soll, so die jungen Leiterinnen, die kulturelle Diversität feiern, Künstler fördern, kulturelles Erbe sämtlicher Volksgruppen bekannt machen und bewahren, Friedensförderer unterstützen und durch Lesefestivals und Schreibworkshops die in den Jahren der Terrorherrschaft erstarrte Künstlercommunity wieder zum Leben erwecken.

Hier will die NGO anstehende Bewerbungsgespräche durchführen, um neue Mitglieder zu rekrutieren. Doch diese sind Dschamil sichtlich egal. Er ist in Kampfstimmung. Er wartet auf Aischa und das Gespräch mit der Organisationsleitung, die er dazu bringen will, sich bei Aischa zu entschuldigen, sie zu rehabilitieren und wieder ins Team zu reintegrieren. Eine heikle Mission.

"Du bist gerade dabei, zwei Jobs auf Spiel zu setzen, von denen das Überleben mehrerer Familien abhängt", sage ich unsicher, ob sein Plan eine gute Idee ist.

"You know that I don't care about jobs. I lost too many of them already to care about one more. If we do not reintegrate ISIS-victims, quickly, they are going to be our new ISIS tomorrow. And then, I have no idea how many of us will survive the next massacre."

Die Geliebten

Erst mehrere Wochen später kommt das Gespräch zustande. Das Gespräch, das mit der Frage beginnt "Why did your husband join ISIS?". Der Mann, von dem ich bis dahin kaum etwas wusste, nur, dass er Aischas Leben zur Hölle machte. Es wurde ein langes und schwieriges Austausch über das düstere Schicksal vieler Frauen während den 'Black Days' unter ISIS.

Die Kommunikation mit Aischa verläuft via Chat. So können wir laufend die Nachrichten übersetzen, um uns trotz Sprachbarriere ohne Drittperson verständigen zu können. Jede Information ist mit Vorsicht zu genießen. Vieles darf nicht wortwörtlich gedeutet werden und gleichzeitig kann oft jedes einzelne Wort, jedes Pronomen, jeder Buchstabe, der aus Singular Plural macht,

aus Affirmation Negation aus der Vergangenheit eine Gegenwart unabdinglich sein, um darunter verborgene Informationen zu erhaschen und im Dschungel der wirren Geschichten, den roten Faden zu finden.

Aischas Familie gehört zu den schätzungsweise 1.5 Millionen Menschen, die unter ISIS in Mosul gelebt haben. Sie gehört ebenfalls zu den ungefähr 750'000 Zivilisten, die sich noch während den desaströsen 'Befreiungsangriffen' in der Stadt befanden - so viele wie in Zürich, Bern und Genf zusammen leben. Hinzu kommen noch die anderen Gebiete ausserhalb der Ninive Ebene, die ich nicht bereisen konnte.

"Waren in den Kriegen von 1870/71 und im Ersten Weltkrieg noch 90 Prozent der Opfer Soldaten, sind die Opfer im Zweiten Weltkrieg je zur Hälfte zivile und militärische. Heute sind es 90 Prozent zivile Opfer und 10 Prozent Soldaten", fasst Andreas Zumach, der sich auf den Schutz von zivilen Opfern in Kriegen spezialisiert, die erschütternde Entwicklung zusammen.

"Die meisten von uns, die blieben, taten dies, weil sie kein Geld hatten zum Fliehen", erklärt Aischa. Ein häufig zu lesendes Argument. "Die Reichen waren schon längst weg. Aber wenn du kein Geld hast, nur dein Haus und deine Familie, dann sieht es anders aus. Und dann war da auch die Angst. Ich habe täglich von der Flucht geträumt, aber mein Mann arbeitete an den Checkpoints, die Wahrscheinlichkeit, dass ich die Flucht überleben würde, war zu klein. Und meine Mutter? Und die Kinder. Was tun mit ihnen? Mit zwei Neugeborenen fliehen? Oder sie zurücklassen?"

Der Pakt

Noch immer weiss ich nicht, wer dieser Mann war und wie es dazu kommen konnte, dass er Aischas Ehemann wurde. In tagelangen Chat-Dialogen und um viele Winkel herum ergibt sich folgende Geschichte.

2014 nach der ISIS-Eroberung von Mosul war Aischas Bruder bei ISIS im Gefängnis. Die Freilassungsbedingung sei gewesen, dass eine Frau der Familie an einen ISIS-Kämpfer verheiratet werde. Die Familie entschied, dass Aischas Cousin ISIS beitreten solle, um Aischa zu heiraten. Dies wiederum, um den Bruder zu befreien und gleichzeitig Aischa vor der Heirat mit einem wildfremden ISIS-Kämpfer zu bewahren.

Bis dahin, war er, ihr Cousin und Ehemann - er wird bis zum Schluss keinen Namen haben - ganz normal, so Aischa. Doch dann begann die Radikalisierung und mit jedem Tag wurden seine Forderungen und Handlungen unerträglicher. Und dann, als es schon fast vorüber war, mit dem Krieg, den Qualen und der Ehe, riss er sie durch seinen Tod endgültig in den Abgrund. Denn von nun an - und für den Rest ihres Lebens - ist sie ISIS-Witwe. Oder mindestens so lange, wie dieses Konzept in den staatlichen Strukturen und Köpfen der Menschen existiert. Denn anders betrachtet ist sie auch Opfer, Opfer von so vielschichtiger Gewalt, dass uns dafür die Vorstellungen und Kategorien fehlen.

Aischas Geschichte ist eine der vielen Geschichten, die einen mitzerren mitten in das Labyrinth von Schuld und Gerechtigkeit. Mitten hinein in die Verstricktheiten zwischen Ursache und Folge. Mitten hinein in den Strom der

Zeit, wo es keine Konstanten gibt und Wahrnehmung und Darstellung, Macht und Unterlegenheit, Mensch, Masse und System permanent im Wandel sind. Wer ist schuldig? Wofür genau? Und was wäre die Alternative gewesen? Zu welchem Zeitpunkt wäre die Katastrophe abwendbar gewesen und von wem? Der Familie? Der Gemeinschaft? Dem Staat? Der internationalen Gemeinschaft?

"What is wrong in Europe that your people come here to join a group of terrorists who rape our women and kill our children?"

Dieser Satz war mir aus einem anderen Gespräch geblieben im Zusammenhang mit der hitzigen Debatte um die Frage, wie mit den ISIS-Kämpfern umzugehen sei, die aus dem Westen nach Syrien oder in den Irak gereist waren, um sich dem 'Islamischen Staat' anzuschliessen. Es sollen schätzungsweise 27-30'000 Personen gewesen sein, alleine aus Westeuropa 5000 Personen.

Gebrandmarkt

Was soll nun aus den Tausenden von irakischen Frauen werden, die durch Zwangsheirat mit inländischen oder ausländischen Kämpfern zu ISIS-Frauen und später -Witwen wurden? Viel schwieriger noch als bei Männern, lässt es sich bei Frauen einer so patriarchalischen Gesellschaft festlegen, ob sie in die Gräueltaten involviert waren und ob sie die Wahl hatten, sich für oder gegen eine Zugehörigkeit zu entscheiden.

Auch bei Aischa, kann ich es nicht sagen, ob es diesen Moment gab, in dem sie die ISIS-Ideologie unterstützte, in dem sie an ein Kalifat im Irak glaubte,

in dem sie hoffte, ISIS würde siegen und die Sunniten vor den Schiiten schützen.

"Nein, nie", sagt sie, ohne zu zögern. Und auch wenn ich weiss, dass sie mich kaum absichtlich anlügen würde, kann ich nicht sicher sein, ob nach all der durchlebten psychischen und physischen Gewalt ihrer Erinnerung noch zu trauen ist.

Noch dann, wenn sie an die Ideologie geglaubt und sie vielleicht vertreten hätte, wie schuldig wäre sie? Wie viel Schuld liegt bei Personen, die an eine Ideologie glauben? Wie lange kann man von Glaubensfreiheit sprechen und ab wann ist es ein Verbrechen? Und ist eine Person, die einer Hirnwäsche unterzogen wird, Täter oder Opfer?

Die Angehörigen von Tätern zu bestrafen widerspreche dem internationalen Recht und gelte als Kriegsverbrechen, lese ich bei Human Rights Watch zur Situation im Irak. Eigentlich. Trotzdem passiert es tagtäglich.

Aischa gehört zu den schätzungsweise 20'000 ISIS-Witwen im Irak, Frauen, die als Mitschuldige abgestempelt wurden und dadurch sämtliche Bürgerrechte verloren. Frauen auch, die meist völlig auf sich gestellt sind, da sie auch von ihren Familien kaum Unterstützung erhalten. Entweder aus existentiellen Gründen, wenn alle Verwandten selbst noch in Camps leben oder aus konservativen Gründen, da ihr Status ohne Ehemann aber mit Kindern die Familienehre aufs Spiel setzt. Ohne die Hochzeits- und Sterbeurkunden können sie nicht beweisen, dass die Kinder innerhalb einer Ehe geboren wurden.

"Wir wollen, wir müssen den Menschen zeigen, dass wir keine Terroristen sind. Wir wollen, dass sie verstehen, dass wir nicht weniger menschlich sind als sie und dass wir nicht weniger gelitten haben durch die Besetzung als Frauen anderer Religionsgruppen."

Deshalb lancierte Aischa eine Kampagne, bei der sunnitische Frauen den Christen Rosen vorbeibrachten als Symbol für die Zusammengehörigkeit der Völker und um einen Dialog zu ermöglichen von Mensch zu Mensch, von Frau zu Frau.

Dies erzählt mir Aischa, die selbst während Monaten das Haus nicht verlassen durfte, die mit 18 verheiratet wurde, in einem Haus ohne Telefon, Internet und ohne Fernseher gehalten wurde, die mit Gewalt und sexuellen Praktiken erniedrigt und geschändet wurde, der jeder Kontakt mit anderen - ausser mit ihrer Mutter - verwehrt wurde. Aischa, die als sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr in der Verzweiflung ihrem Leben und dem ihrer Ungeborenen mit Medikamenten ein Ende setzen wollte. Die dabei ertappt wurde, im Spital behandelt und als sie knapp wieder lebensfähig war, von ihrem Mann und ihrem Bruder bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschlagen und zu Hause angekettet wurde. Von dem Bruder, für den sie später Geld sammeln wird und Ihren ganzen Lohn opfert, um ihm, nach einer schwerwiegenden Beinverletzung, eine Prothese kaufen zu können.

Frühling

"You know, I do everything to provide my children with a normal life. But will I succeed? Will it depend on me? Did I decide to give them birth in this world

in which I am condemned to live?", schreibt Aischa.

Oft fühle sie sich schwach und habe keine Ahnung, wie sie dieses Leben überleben soll. Ein Leben in einer Gesellschaft, zu der sie gehöre, die sie aber verstösst. In einem Staat, der, anstatt sie zu schützen sie und ihre Töchter als Kriminelle bezeichnet und in einem Land, in dem jede zu auffällige Bewegung zu ihrer Festnahme oder einem erneuten Missbrauch führen kann, denn sie sind Freiwild, Verbrechen an ISIS-Witwen werden nicht geahndet. Ein Leben auch in einem Umfeld, in dem keine Freiheiten und unabhängigen Entscheidungen vorgesehen sind für Frauen. Und in einem Alltag, in dem ihr ihre eigenen Kinder täglich die erlittene Gewalt vor Augen führen."

Wir tauschen uns weiter aus - über Wochen. In unseren Gesprächen teilt sie mit mir, wie viel es sie kostet, sich nicht von der aussichtslosen Situation entmutigen zu lassen. Sie schreibt über ihre physischen Beschwerden infolge der Gewalt und die Unmöglichkeit, diese – aufgrund ihres Status' - im Spital behandeln zu lassen. Sie schreibt über die Sorgen ums Studium, das sie unter ISIS unterbrechen musste und jetzt wieder aufgenommen hat. Über das Gefühl eingesperrt zu sein und über die Männer ihrer Familie, die ihr den Lohn abknüpfen, sie wiederverheiraten wollen und ihr jede Bewegungsfreiheit erschweren. Sie schreibt über die schiere Unmöglichkeit, mit anderen Opfern über ihre Traumata zu sprechen, weil sie sich dabei selbst den eigenen Qualen immer wieder erneut aussetzt. Und sie schreibt über die in diesem Land chronische Panik vor dem Schlaf und seinen hinterhältigen Bildern, die sie dazu verdammen, die Horrorszene ihres Lebens wieder und wieder und wieder durchzumachen."

Und doch ist es auch Aischa, die sagt: "Ich glaube daran, dass sie, die Frauen, es schaffen werden, dass wir es schaffen. Frauen sind Frühling", schreibt sie weiter. Das sagt jedenfalls mein nicht immer zuverlässiges Übersetzungsprogramm.

"Ja", antworte ich, obwohl ich nicht weiss, was sie damit meint und ergänze die Nachricht mit einer Blume.

"Dank meiner Arbeit kann ich Frauen beobachten, wie sie erwachen aus ihrer Starre, wie sie sich lösen von der krankhaften Ideologie, die für Frauen nur Erniedrigung und Abhängigkeit vorsieht. Wie sie ihre Selbstachtung zurückgewinnen, sich wieder nach draussen wagen, ihren Ganzkörperschleier ablegen, sich schön machen, Schminke und bunte Kleider tragen, freier und freier werden. Es ist wie Frühling."

Abschied

Ich sitze immer noch im Kulturcafé und drehe an meinem neuen handgefertigten Fingerring, den ich am Vortag gemeinsam mit Aischa im Zentrum Mossuls gekauft hatte. Vor mir steht ein schlichter kleiner Weihnachtsbaum, daneben die Aufforderung, seine Neujahrswünsche hier zu befestigen. Er ist über voll mit Serviettenfetzen und anderen Papierresten. Auch meine Wünsche hefte ich an den Baum. Wer weiss.

Aischa hastet die Treppe hoch zur Tür herein. Im Vorbeigehen schenkt sie mir ein schüchternes Lächeln und gemeinsam mit Dschamil verschwindet sie im Besprechungsraum.

Als sie wieder herauskommt, strahlt Aischa. Sie strahlt über eine zurückgewonnene Würde und eine wieder gesicherte Arbeitsstelle, mit der sie ihre Kinder durchbringen kann. Dschamils Strategie scheint aufgegangen zu sein. Er folgt ihr mit einem Siegerlächeln im Gesicht. Ein Lichtschimmer für sie, immerhin fürs Erste.

Wir sehen uns nur kurz. Wir umarmen uns zum Abschied. Es fällt mir schwer, sie so zurückzulassen, nach West Mosul, in die Ungewissheit, die Unsicherheit, die Kälte und die Nässe, in ein feuchtes Haus mit schiefen Mauerresten, in eine Nachbarschaft von in den Himmel ragenden Armierungseisen, übersehenen Minen und überschwemmten Strassen. Zurück in die Angst vor der Rückkehr des Schreckens, jede Nacht, jede Minute, in der die Gedanken abschweifen. Zurück in die Alpträume des vergangenen, des täglichen und des zukünftigen Lebens. In den Kampf um einen Job, eine Ausbildung, um ein kleines Stück Menschenwürde, um einen legalen Status und einen Liter Milch und den täglichen Kampf für die Kraft, die eigenen Kinder vor einem Hass zu schützen, aus dem sie selbst entstanden sind. Sie zu schützen vor der Strasse, dem sexuellen Missbrauch, der Armut, der unverschuldeten Rache und der Aussichtslosigkeit. Jeden Tag aufs Neue.

Und gleichzeitig kann ich mir kaum etwas Grausameres vorstellen als das, was diese junge Frau bereits an widerlichen Erfahrungen angesammelt hat. Und ich verspüre so etwas wie Zuversicht, dass eine Frau, die dies ausgestanden hat, alles überleben kann.

Das Nicht-Ende

Es ist noch früh am Morgen, als wir losfahren zurück nach Erbil, Kurdistan, von wo mein Flug geht. Wir fahren durch eine sanft gewellte Landschaft in zarten Pastelltönen. Lila Wolken hängen in einem rosaroten Himmel, unter ihnen minzegrüne Hügelzüge mit vergoldeten Kuppen. Dazwischen schwebt eine knallrote riesige Sonne, als wäre sie vom Sonnenuntergang noch hängen geblieben und verzaubert die mit Raureif gezierten Grasflächen in einen glitzernden Teppich.

"So - when will you come back to the most beautiful place on earth?", fragt Dschamil vom Beifahrersitz aus.

Wir lachen beide. Er ist bester Laune trotz früher Morgenstunde und kurzer Nacht. Er hat einen kleinen Schachzug gewonnen und die Erleichterung darüber ist ihm anzuhören.

"By the way, I think you haven't seen anything so far. You should stay some longer. I could find you a job here. I am good at finding jobs, you know."

"Ja, ein bemerkenswertes Talent an einem Ort mit 80% Jugendarbeitslosigkeit."

"And - I have a new idea how to bridge our communities. You will love it!"

"Manchmal frage ich mich, ob du so kreativ bist wegen des Kriegs or trotz des Kriegs."

"Heaven knows! But I want to celebrate Valentine's Day in Salamiyah!"

"Dschamil, man kann nicht einen westlichen christlichen Feiertag in einem radikal sunnitischen Gebiet feiern."

"I can."

Grenzen sprengen

Ich bin schon längst wieder zu Hause in der Schweiz, als ich einen Anruf erhalte.

"Happy Valentine!" Höre ich die gutgelaunte Stimme von Dschamil durchs Telefon.

Ich lache überrascht. Ich hatte gar nicht daran gedacht. Ich kann ihn auch nicht ausstehen, diesen sinnentleerten Kitsch- und Kommerztag. "Feiert ihr denn Valentinstag im Irak", frage ich eher aus Höflichkeit. Ich habe unser Gespräch am letzten Tag im Irak bereits wieder vergessen.

"Well - Yes - in some places we celebrate it." Etwas an seiner Stimme verrät ihn. Ich rieche eine Geschichte, eine weitere Dschamilsche Episode der Irakischen Odyssee. Er ruft mich meist dann an, wenn es ihm miserabel geht oder er gerade etwas ausgeheckt hat.

"I told you I can do it!" Und er beginnt zu erzählen, wie er nach Salamiyah ge-

fahren ist, eine sunnitische Region, die nach Saddam Husseins Entmachtung und dem damit zusammenhängenden Regierungswechsel von den Sunniten zu den Schiiten in der Armut versank. Eine Region, in der es heute an allem mangelt, an medizinischer Versorgung, an Schulen, an Arbeitsstellen, an Infrastruktur jeder Art. Ein Ort auch, wo bereits Al-Qaida ein Leichtes hatte, Kämpfer zu rekrutieren und wo später ein Grossteil der Bevölkerung die Terrormiliz ISIS auf die eine oder andere Art unterstützte. Genau dort habe er, der Christ, einen "Event" organisiert, wie er sagt, zu dem er hochrangige Vertreter sämtlicher 26 Dörfer der Region einlud, um gemeinsam Valentinstag zu feiern. Einen christlichen, westlichen Feiertag, der auf einem Heiligen beruht, der in der Verfolgung vor dem römischen Kaiser für das Christentum den Märtyrertod gestorben sein soll.

Ausgerechnet Valentinstag? In einem Land, in dem bereits Neujahr zu feiern vor wenigen Wochen als Frevel und Gotteslästerung bezeichnet wurde?

"We were the first civil society activists to enter this region. No one goes there, not the Government, not even international organizations. It is the place of Evil."

Ich habe Mühe mir vorzustellen, wie Dschamil, ohne institutionelle Unterstützung, geschweige denn bewaffneten Schutz in dieser 'Ex-ISIS-Hölle' eine romantische Feier abhalten will.

"Nein, nein, ich war da nicht alleine", beschwichtigt er mich. Ich denke an die christliche Miliz. Er aber: "Ich habe Nazek mitgebracht."

Nazek, eine junge jesidische Frau. Eine Frau und Jesidin. Sie, die Vertreterin der Volksgruppe, die haarscharf der Ausrottung durch ISIS entgangen ist, habe vor dem sunnitischen Männerpublikum ihre eigene Geschichte und die der Massakrierung ihres Volkes durch ISIS erzählt.

"Yes, of course she was afraid", bestätigt Dschamil, "but she did it!", klingt es stolz aus der Leitung.

"Die Männer im Raum waren doppelt so alt wie wir beide zusammen", lacht er dann. Alles Stammesälteste, Muchtars, Scheiche und Lehrer. Sie waren sehr berührt von der Geschichte, erzählt Dschamil weiter und haben uns mit Ehrentiteln angesprochen. Wir haben Schokolade für sie mitgebracht und sie eingeladen den Valentinstag als Fest der Liebe, der Nächstenliebe zu feiern. Sie haben mich umarmt, sich bedankt, einige haben sogar geweint, beschreibt Dschamil die Reaktion derjenigen, die aus unterschiedlichen Gründen auf der Seite der Übeltäter gelandet sind und zu einem der grössten Horrorszenarien der jüngeren Geschichte beigetragen haben - oder dafür beschuldigt werden. Die Trennwand zwischen Opfer und Täter ist einmal mehr hauchdünn.

Die beschriebene Szene klingt so sehr nach einem schnulzigen Hollywoodfilm, dass ich es nur halbwegs glaube. Nachdem ich aufgehängt habe, klicke ich auf den Link mit dem Video, das Dschamil auf Facebook gepostet hat.

Und da sieht man sie, Dschamil und Nazek mit langen ungebundenen Haaren und ohne Kopftuch im Kreis der Ältesten. Nazek auch, die gemeinsam mit den muslimischen Frauen das Essen zubereitet. Und wie die beiden, Dschamil und sie, dann - durch Autofenster und Gartentore - Erwachsenen und Kin-

dern - Schokolade und kleine rosarote Briefchen mit der von Dschamil gedichteten Valentinsbotschaft verteilen, mit dem Aufruf zu Versöhnung und Nächstenliebe. Ganz am Schluss des Videos sind Milizionäre zu sehen, die sich von ihrem Pickup herunterbeugen, und die rosa Briefchen entgegennehmen.

"We were afraid to approach the security forces, the area is controlled by the Sunni militia and the Iraqi army", hatte Dschamil gesagt. "It was a spontaneous campaign and we were risking to get arrested by them. I should be in prison by now."

Seit 2003, also dem Beginn der Herrschaft von Al-Qaida sei es Christen nicht mehr möglich gewesen, dieses Gebiet zu betreten.

Unerwarteterweise waren die Milizionäre begeistert von der Kampagne mit dem Hashtag "We-love-you-because you are a human". Ein Soldat am Checkpoint habe als Zeichen seiner Achtung und Wertschätzung Nazek ein Schmuckstück geschenkt. Ein Kreuz.

Ich denke, ich habe Dschamil falsch verstanden. Der schiitische Soldat hat der jesidischen Nazek ein christliches Kreuz geschenkt?

"Yes, the militia guy said, the cross meant a lot to him."

Einmal mehr wird mir bewusst, wie sich die Realitäten zwischen Krieg und Frieden immer wieder jedem Rahmen und jeder Schematisierung entziehen. Ich schaue durchs Fenster auf die kitschig weisse Bergkulisse der Schweizer

Alpen vor stahlblauem Himmel und denke an die Radionachricht vom selben Morgen, wonach in der Schweiz am Valentinstag, allein für Blumen, 40 Millionen Franken ausgegeben werden.

Die Unsichtbaren

Die besten Nachrichten aus dem Irak erhalte ich immer von Dschamil. In den Medien lese ich von einem, von zwei, von drei neuen Anschlägen in Mosul - von Dschamil höre ich von einer Kampagne für ein hassfreies Mosul und von Sunniten, die den Christen ihre Kirchen renovieren. In den Medien lese ich von 300 Kriegstoten alleine im Monat Januar - von Dschamil höre ich von einer interethnischen Eid-Feier, einem interethnischen Bäumeplanzen, von einem interethnischen Tanzfest, begleitet von Fotos von fröhlichen Menschen in unterschiedlichsten Trachten beim Musizieren, beim Essen, beim Zusammensein. Und noch als ich lese, wie am Muttertag bei einem Flossunglück in Mosul über 100 Eltern und Kinder auf erbärmlichste Weise in den Fluten des Tigris untergingen, erzählt mir Dschamil von einer interethnischen Gedenkfeier, die sie in Karakosch organisiert hätten. Die Gruppe von Ehrenamtlichen hatte Kerzen und Blumen besorgt, Dichter der verschiedenen Volksgruppen trugen tröstende Worte vor und die Menschen aller Religionen kamen zusammen, um die Trauernden der anderen ethnischen Gemeinschaften in diesem niederschmetternden Moment zu begleiten.

Es scheint möglich. Wenn man Dschamil zuhört, scheint irgendwie plötzlich alles möglich.

Sie waren immer da, denke ich. Wo immer die Gewalt auch war, waren auch

sie die Gewaltlosen, die Unsichtbaren, die Unermüdlichen, die die Grenzen des Möglichen sprengen - immer wieder.